

6 Subjektivierung in der produktiven Differenz

6.1 EMPIRISCHE REKONSTRUKTIONEN

Neben einer Subjektivierung in der pragmatischen Konformität und einer Subjektivierung in der erlittenen Differenz brachte der Schritt der Typenbildung schließlich noch einen dritten Typus hervor. Auch er zeichnet sich, wie letzterer, durch eine Spannung zwischen den Studierenden und ihrem Studienkontext aus. Durch eine andere Lagerung der Subjektivierungsprozesse sowohl auf der horizontalen, wie auch auf der vertikalen Achse, erhält diese Spannung aber eine produktive Qualität. Nachdem die ihn konstituierenden Fälle nun eingeführt und der Typus in Unterabschnitt 6.1.4 verdichtet wird, folgt eine theoretische Auseinandersetzung auf Grundlage Roberto Mangabeira Ungers' Figur sozialer Innovator:innen.

6.1.1 Die Fälle Am, Cm, Dm, Em, und Fm aus Mannheim Orangensaft

Wie bereits in Unterabschnitt 5.1.3 dargelegt, wird die Gruppe Mannheim Orangensaft hier zwar zur Typenbildung herangezogen, jedoch nicht erneut ausgebreitet. Alle wesentlichen Orientierungen, die in Unterabschnitt 6.1.4 einfließen, und mit den Fällen Köln Kekse und Wien Heiße Wiese verbunden werden, wurden entsprechend schon in Unterabschnitt 5.1.3 rekonstruiert. Aus gleichem Grund erfolgt hier auch keine erneute Einführung der Gruppe. Dieser Unterabschnitt beschränkt sich lediglich auf die Synopsis des für die Fälle Am, Cm, Dm, Em und Fm zuvor bereits Rekonstruierten.

Synopsis

Der Beginn der Gruppendiskussion rankt schwerpunktmäßig um die Mängel des Mannheimer VWL-Studiums und den Möglichkeiten seiner Verbesserung. Dabei wird neben den inhaltlichen Aspekten (wie etwa das Ausbleiben eines Hinterfragens von Theorien und Methoden) auch auf die formalen Aspekte, wie etwa eine mangelhafte Diskussionskultur, abgestellt. Während Bm zwar manche Kritik teilen kann, nimmt er immer wieder eine das Studium verteidigende Haltung ein und beschreibt auch eine Hoffnung, nach Absolvieren des Studiums zur Gemeinschaft der ökonomisch Denkenden zu gehören. Der Rest der Gruppe teilt diese Hoffnung nicht, sondern formuliert im Gegenteil immer wieder eigene Standpunkte, Kriterien und Ziele,

die sie mit dem Studium verbinden, oder die sie von ihm erwarten. Bereits in der Eingangspassage deuten sich, damit verbunden, grundlegend andere Subjektivierungsprozesse an, als sie für Bm rekonstruiert werden konnten. Am, Cm, Dm, Em und Fm entwickeln und bewerten ihre Studienerfahrung primär von *eigenen* Orientierungen her. Dadurch gewinnen sie ein größeres Maß an Selbstbestimmung und Souveränität, gleichsam aber auch an Reibungsfläche – nämlich dort, wo die eigenen Maßstäbe mit jenen des Studiums kollidieren. Am pointiertesten zeigt sich dies im Fall Am's, der etwa in der Passage ‚Vorlesungen‘ seinen Boykott von schlecht gehaltenen Vorlesungen expliziert. Wo das Studium nicht seinen Maßstäben und Gütekriterien entspricht, oder gar weit verfehlt, da lässt er es sich ‚nicht mehr gefallen‘ und er unterstreicht, dass ‚*man*‘ es sich nicht mehr gefallen lassen könne. Damit gewinnen seine Maßstäbe nicht nur einen *für ihn*, sondern auch für eine Allgemeinheit gültigen Charakter.

Gleichwohl entstammen diese Normen und Maßstäbe für das Studium auch für Am nicht einfach der individuellen Meinungsbildung oder -setzung, sondern einem politischen Diskurs. Diesen Diskurs möchte er explizit nicht ausschließlich als kritisch verstanden wissen, insofern als dass in ihm das bestehende Studium dekonstruiert wird. Für ihn ist es gleichsam ein visionärer Diskurs, der Maßstäbe guter ökonomischer Bildung entwickelt und umzusetzen versucht. Es ist eben jener Diskurs, der die Gruppe als Vertreter der Fachschaft eint, und der ihre kommunikative Praxis in besonderer Weise auszeichnet. Obwohl Am, Cm, Dm, Em und Fm ihr Studium mitunter heftig kritisieren, gestalten sie proaktiv einen konstruktiven Diskurs darüber mit, wie das Kritisierte verbessert und womöglich auch institutionell umgesetzt werden könnte.

Die politische und kollektive Qualität der Entwicklung und Durchsetzung von Maßstäben für ein gutes Studium opponiert gleichsam auch der eigenverantwortlichen Ethik Bm's. Am hält es ‚auf einer normativen Ebene‘ für angemessen, dass sich jede:r an dem von ihm und seinen Kommiliton:innen entfalteten Diskurs beteiligt. Das Studium betrifft nicht nur jede:n als Individuum, sondern jede:n auch als *zoon politikon*, das als solches dazu aufgerufen ist, die geteilten Erfahrungsbezüge (VWL-Studium in Mannheim) zu bewerten und mitzugestalten. Folglich sprechen er und Dm sich für strukturelle Lösungen für die angemahnten Probleme aus – in Abgrenzung von dem eigenverantwortlichen Umgang mit vermeintlich unveränderlichen Rahmenbedingungen. Ein Subjektivierungsprozess als (bildungs-)politisches Subjekt findet hier somit in der direkten Auseinandersetzung mit dem Kritisierten statt, von dem sich das Subjekt nicht abwendet, sondern für das es gemeinsam mit Anderen Verantwortung übernimmt. Gleichwohl geht dieses Subjekt nicht in den kollektiven Prozessen auf, sondern ist auch dazu aufgerufen, ‚egoistisch‘ seinem eigenen Studienerfolg nachzukommen. Die genuin moralische Frage, die für die hier thematisierten Subjektivierungsprozesse angesprochen ist, ist somit niemals eine definitiv entschiedene, sondern muss sowohl im politischen Diskurs, als auch im Gewissen des Subjektes immer wieder abgewogen werden.

In dem Verweis auf einen kritischen Dialog, der Zwecke ermitteln *und letztlich auch zu einer Änderung führen soll*, zeigt sich zudem ein weiterer und gegenüber dem Fall Bm's entscheidender Zug, namentlich dass der Rest der Gruppe seine eigenen Orientierungen nicht nur zu formulieren, sondern auch zu enaktieren in der Lage ist. Dies dokumentiert sich nicht nur in der Explizierung einer boykottierenden oder

konstruktiv streitenden Praxis, sondern etwa auch in der stillschweigenden Beschreibung der selbstbestimmten Ausgestaltung von Rahmenbedingungen der Prüfungsvorbereitung. Anstatt sich der normalisierten Praxis eines Lernens in der fachüblichen Teilbibliothek zu fügen und sich dort dem Konkurrenzgebaren der Anderen auszusetzen, entscheiden sich Am et al. bewusst für andere Teilbibliotheken, wo sie entspannter lernen und sich auch so kleiden können, wie sie wollen. Ihrer kommunikativen Kritik (und Distanzierung) entspricht somit eine performative Distanzierung.

Dabei tragen die Praktiken der Distanzierung einen genuin sozialen Charakter. Insbesondere die Elaborationen zu den Lernpraktiken unterstreichen, dass es sich um sozial geteilte handelt, in der sie eine wechselseitige Hilfestellung und seelische Stützung aufbauen und erfahren. Sowohl Em, als auch Am, berichten von selbstgewählten Lerngruppen mit Freund:innen oder Mitbewohner:innen, die sich eigene Routinen, und im Fall der ‚Drei von der A3‘ auch explizite Identitätsnormen stiften. Aber auch das Engagement Am’s und Dm’s in der lokalen Initiative für Plurale Ökonomik, sowie das Engagement aller in der Fachschaft, können als Ausdruck dessen gelten, dass eine diskursive Kritik oder Distanzierung auch mit einer performativen kombiniert wird. Durch den sozial geteilten und praktischen Umgang mit dem Studium entsteht gleichsam ein Maß an Sicherheit und Standfestigkeit, das die eigenen Orientierungen gegenüber den täglichen Anrufungen und Herausforderungen absichert. Mitunter am deutlichsten tritt dieser soziale Charakter des Umgangs mit den Herausforderungen in dem Umgang der Gruppe mit der Verzweiflung und Traumatisierung ihres Kommilitonen und Freundes Bm zutage. Seine resignierenden Äußerungen („Point of no return“) versucht die gesamte Gruppe immer wieder zu relativieren und mit Zuspruch zu durchbrechen. Sie bekräftigen, dass es ‚nie zu spät‘ sei, das zu denken und zu tun, was man möchte – oder sich von dem zu distanzieren, was einem Kraft raubt. Damit realisieren sie in der Interviewsituation selbst dasjenige, was sie in Bibliotheken oder Arbeitskreisen als kollektive Praxis des Umgangs eingetübt haben.

Eine letzte Praxis der Distanzierung und Transformation des Studienkontextes liegt in einem ironisierenden Umgang mit ihm. So bringt die Interview-Situation immer wieder ein geteiltes Lachen hervor, wenn über dröge Veranstaltungen, fragwürdige Karriere-Veranstaltungen oder Anekdoten aus dem Bibliotheksalltag gesprochen wird. Durch die ironische Bearbeitung der Erfahrungen werden diese gebrochen, gleichsam in einer neuen Perspektive bewertet, und durch eine Gruppendiffamik aufgefangen. Wenngleich das ironisch Bearbeitete dadurch nicht verschwindet, so ermöglicht dies im Kreis der Gruppe wenigstens einen anderen Umgang. Hervorzuheben ist in dem Zusammengang der Bericht Am’s, der mit seinen ‚Drei von der A3‘ gar ein Spiel der übertriebenen Umsetzung von normalisierten Praktiken im Universitätsalltag entwickelt. Im Mittel der performativen Übertreibung finden die drei eine Möglichkeit, die Absurdität der gewöhnlichen Praktiken zu pointieren und dadurch zu brechen. Das Beispiel zeigt, dass gerade nicht eine Abwendung, sondern vielmehr eine bewusste *Hinwendung* zum Kritisierten die Möglichkeit eines souveränen und letztlich produktiven Umgangs mit dem Differenten birgt. Dieser trägt bei allen Mitgliedern des Falls stets reflexive und gewöhnliche Züge in wechselseitiger Bezogenheit.

6.1.2 Der Fall Köln Kekse

Die Gruppe Köln Kekse setzt sich aus Af (21) und Bm (20) zusammen, die im zweiten, respektive ersten Semester des B.Sc. Volkswirtschaftslehre an der Universität Köln studieren. Af hatte vor dem Studium in Köln ein Semester in einer anderen Stadt studiert, dies aber aus Gründen eines belastenden Studienklimas abgebrochen (s.u.). Bm kam seinerseits direkt vom Gymnasium an die Universität. Beide stammen aus mittelgroßen Städten in Nordrhein-Westfalen und wohnen zur Miete in Wohngemeinschaften im Kölner Stadtraum. Die beiden Gesprächsteilnehmer:innen haben sich erst kurz vor dem Gespräch kennengelernt, was sich auch im Gesprächsverlauf niederschlägt, und in den folgenden Interpretationen mitberücksichtigt wird. Sowohl Af, als auch Bm engagieren sich nicht in explizit studentischen Vereinen oder Organisationen, jedoch pflegen sie außerhalb der Universität ein soziales, bzw. politisches Engagement.

Selbstbestimmung durch Anonymität und Wahlfreiheiten

Als erste Stellungnahme auf die Eingangsfragestellung führt Af eine deutliche Abgrenzung ihres Studiums in Köln gegenüber einem vorangegangenen Studium an einer anderen Universität an. In Köln genießt sie viele Gestaltungsfreiheiten in Bezug auf die Lehrveranstaltungen. Auch die Studierendenschaft ist – wie sich im weiteren Verlauf des Gespräches herausstellen wird – hier von einer größeren Diversität geprägt. Die von vielen Kommiliton:innen beklagte Anonymität im Kölner Studienumfeld sieht sie eher als Gestaltungspotential (vgl. KK EP, 68 ff.). Durch sie kann sie sich die Dinge so einrichten, wie es ihr gefällt, ohne dass sie jemandem Dritten gegenüber Rechenschaft ablegen müsste (ebd., 114-25):

Af: wenn halt von einem selbst nichts kommt, (...) dann kommt halt auch nichts zurück (...) also es interessiert die Professoren herzlich wenig ob man sich für die Prüfung angemeldet hat °oder nich° (...) **und** wen man noch nicht für die Prüfung angemeldet ist, und es zu spät is, dann ist es halt zu spät dann schreibt man die Prüfung halt im nächsten Semester und (...) da ist das Prüfungsamt halt auch knallhart ähm (...) ich glaube da mussten einige °schmerzvolle Erfahrungen machen° (...) **und** ich find das aber halt- irgendwie:: für mich gut weil ich das einfach schön finde dass man (...) sich einbringen **kann** aber zu nichts gezwungen wi:rd? (...) und (...) gerade so- mit den vielen Tutorien die angeboten werden kann man das dann auch (...) sehr individuell gestalten von Woche zu Woche unterschiedlich (...) also wenn ich dann mal keine Lust habe montags um acht in die Uni zu meinem Tutorium zu gehn:, dann mach ichs halt irgendwi:e (...) **Montagabend** oder **Mittwochabend** das ist dann irgendwie relativ flexibel zu gestalten

Das Studium begreift und lebt sie als umfassenden Lebensabschnitt mit dem Potential der Selbstverwirklichung. Die Freiheiten, die ihr der Kölner Studienkontext bietet, weiß sie dabei im Sinne dessen ‚was für sie‘ gut ist, zu nutzen. Dabei ist sie sich der Anforderungen und Regularien bewusst, die der Kontext erfordert, und die bei anderen schon zu ‚schmerzvollen Erfahrungen‘ geführt haben, wie sie vermutet. Sie geht in der Eingangspassage nicht auf VWL-Inhalte ein, sondern beschreibt das Studium eher als allgemeinen Lebensabschnitt und -gefühl (vgl. ebd., 109 ff.).

Bm hingegen bezeichnet das Studium als „Kulturschock“ (ebd., 89). Die Umstellung der alltäglichen Lebensvollzüge und die starke Eigenverantwortung für den Haushalt und auch die Studienorganisation scheinen ihn zu überfordern (vgl. ebd., 102-105). Er geht jedoch stärker auf die inhaltlichen Hintergründe seiner Studienwahl ein. Nachdem er in der Schule schon ein Wirtschaftsfach belegt hatte, wollte er diesem Interesse weiter nachgehen, gleichzeitig aber nicht nur was „Egozentrisches“ (ebd., 97) studieren. Deswegen hat ihm der VWL-Bachelor mit sozialwissenschaftlichen Wahlmöglichkeiten gefallen („soziale Komponente im Studium“, ebd., 98). Bm weiß somit, was ihn im VWL-Studium erwartet, und versucht, durch die Wahl eines interdisziplinär erweiterten Studiengangs, von vorneherein vielfältige, bzw. „soziale-re“ Komponenten sicherzustellen. Sowohl im Hinblick auf die Vorzüge der eigenen Lebensgestaltung bei Af, wie auch den inhaltlichen Interessenslagen bei Bm, treten schon an dieser frühen Stelle im Gespräch starke Orientierungen der Selbstbestimmung zutage.

Bewusst ins Fremde

In der anschließenden Passage ‚Lehrveranstaltungen‘ wird dann zum ersten Mal die zentrale Orientierung entwickelt, die sowohl die Studienwahl als auch die tägliche Bewegung darin für die beiden Interviewten dominiert. Bm gibt in Bezug auf die Veranstaltung „Mikro“ an, dass der Professor „sehr sehr autoritär“ (KK LV, 63-66) aufgetreten sei. Diese Erfahrung bewertet er wie folgt (ebd., 68-94):

Bm: aber da war auch der Punkt wo ich mir=gesagt=hab woah=das is genau das Richtige;=<ea> dass (du) jetzt Vau Wee Ell gewählt hast=(()) weil genau sowas hast du jetzt hier erwartet;=<ea> dass du (.) wirklich (.) Menschen (.) ke- also (.) n Professor gegen- °n:::- dir- der=da=dir gegenübertritt;=der wirklich ne krasse neoliberaler Position einfach vertritt,=<ea> und (.) ä:hm (.) an dem du dich (() dann) persönlich n bisschen (.) ä:hm (.) aufreiben kannst,=<ea> was dann (.) was dann auch dann (.) so war;=also ich (.) geh (.) nach jeder Mikro (.) Vorlesung geh ich (1) ja; (.) mit n bisschen (Wuch- und-) Wut im Bauch (.) geh ich dann n bisschen (ra- aber auf- dann) einfach mi- hab ich mich durch (.) durch dieses <ea> durch dieses Denken von von: (.) einfach auch diese (.) Alternative zu denken (.) von ihm; (.) einfach weiß ich nicht;=das **motiviert mich einfach** (.) ähm (.) irgendwann (.) oder mich d- oder (.) beziehungsweise jetzt auch in Zukunft dafür einzusetzen dass (.) ähm (.) ja;=wie=s jetzt auch (.) a- generell in der Wirtschaft läuft;=das es auch so (.) nicht weitergehen kann; (- 2 -)(())-

Die Konfrontation mit einem ‚autoritär‘ auftretenden Professor, der eine ‚krasse neoliberaler Position‘ vertritt, ist genau das, was Bm’s Erwartungen erfüllt. Statt diese Begegnung etwa zu kritisieren, begrüßt er es als ‚genau das Richtige‘. Er genießt es, sich ‚persönlich‘ an diesen Begegnungen ‚aufzureiben‘ und die Mikroökonomie-Vorlesung mit einer ‚Wut im Bauch‘ zu verlassen, um danach umso motivierter zu sein, sich auch zukünftig für eine Kritik gängiger Wirtschaftspositionen einzusetzen. Die intellektuelle und emotionale Herausforderung betrifft seine persönlichen Überzeugungen und Werte und Bm übersetzt diese Herausforderungen in ein gesteigertes Engagement. Auf die Frage von Xm hin, was die Wut in ihm ausmache, beschreibt

er, dass sie ihn richtig „aktiviert“ (ebd., 103) und er dann „se:er sehr diskussionsfreudig“ (ebd., 105) wird: Er stellt Zwischenfragen an den Professor und sieht sich veranlasst, diesen etwas zu „sticheln“ (ebd., 109). Bm macht sich für die „Gegenposition“ (ebd., 113) stark und wirft unbehandelte Fragen, wie etwa jene nach „sozialer Ungleichheit“ und der „Schere zwischen Arm und Reich“ (ebd., 115 ff.) auf. Schließlich gibt er auch hier erneut an, dass ihn diese so angefachte Motivation letztlich dazu antreibt, sich in einer „Organisation (.) oder auch (.) parteipolitisch dann irgendwann zu engagieren“ (ebd., 125-26).

Bm hat sich sehenden Auges für ein Studium entschlossen, von dem er weiß, dass er dort in Form und Inhalt vieles vorfinden wird, das mit seinen politischen und weltanschaulichen Überzeugungen nicht konform geht. Dabei ist zu betonen, dass er diesen Entschluss offenbar nicht *trotz*, sondern gerade *wegen* dieser Reibungsfläche getroffen hat. Bm sucht die antagonistische Auseinandersetzung und schrickt auch nicht von der persönlichen, emotionalen Affiziertheit zurück. Es ist gerade diese Affizierung, die ihn motiviert, das kritische Hinterfragen zu vertiefen. Dieses Hinterfragen verbleibt bei ihm dabei nicht auf einer individuellen Ebene im privaten Studierzimmer, sondern wird vielmehr als soziale Praxis in geteilten Kontexten (den Lehrveranstaltungen) enaktiert. Und es scheint nicht sein ausschließliches Anliegen zu sein, alternative Themen und Blickwinkel einzubringen und sich am Dominierenden abzuarbeiten, sondern in institutionalisierten Zusammenhängen („Organisationen“ oder „Parteien“) für einen Wandel bestehender Verhältnisse einzusetzen. Bm's Umgang ist somit ein konfliktärer und dieser Konflikt motiviert ihn und treibt ihn an, sich auch über den Studienkontext hinaus für diejenigen Werte und Überzeugungen einzusetzen, die er mit an die Universität gebracht hatte.

Diese konflikträchtige Grundorientierung wird in der späten Passage ‚Liebesbeziehungen‘ abermals thematisch. Dort proponiert Bm (KK L, 29-47):

Bm: also ich=ich=ich ich bin:=(auch) da: dahingehend auch n <ea:> (.) auch n schwieriger (.) Mensch, (.) n schwieriger Zeitgenosse, (.) weil mir oft nach nachgesagt=wird=

Af:

|
└@(.)@

Bm: =ich bin:- nach- na:chgesagt wird ich bin sehr <ea:> (2) sehr aggressiv, (.) wie ich- wie ich argumentiere, (.) und auch n- sehr- (.) sehr von

Xm:

|
└°@(.)@°

Bm: (.) self- (selbst)=von (.) dem Standpunkt überzeugt den ich vertrete,=und mich dann gar nich <ea:> (.) irgendwie auf andere Sachen einlass, (1) vielleicht=dann (.) später erst nochmal nachdenke;=weil dann dahingehend bin ich auch sehr stur, <ea> und (.) einfach nich (.) kompromissbereit; (1)

Nachdem er zunächst ausführt, dass er ‚kein Typ‘ für One-Night-Stands sei, begründet er schließlich seinen alleinstehenden Beziehungsstatus damit, dass er ein ‚schwieriger (.) Mensch, (.) n schwieriger Zeitgenosse‘ sei. Es dokumentiert sich ein Selbstbild, das von einem distanzierten und konflikträchtigen Verhältnis seiner selbst zu seinem sozialen Kontext geprägt ist. So steht er als ‚Zeitgenosse‘ in Beziehungen, die durch Bm's spezifischen Charakter schwierig seien.

Den Orientierungsgehalt eines ‚schwierigen‘ Selbstbildes elaboriert Bm sodann, indem er ausführt, dass ihm nachgesagt werde, dass er ‚sehr aggressiv‘ argumentiere, von seinem Standpunkt überzeugt und insgesamt dabei ‚nich(.) kompromissbereit‘ sei. Der Orientierungsgehalt gewinnt somit eine spezifisch dialogische Komponente, die zudem im Kontext einer diskursiven Auseinandersetzung einer sachlichen Debatte steht, in der ‚Argumente‘ ausgetauscht werden. Das elaborierte Selbstbild steht somit in einem Kontext des politischen oder akademischen Diskurses, in welchem Bm mit Härte und Kompromisslosigkeit auftritt. Eben jenes Auftreten erschwert ihm jedoch eine positive Beziehungsgestaltung zu anderen Gesprächsteilnehmer:innen. Die dadurch ausgelöste Fehlkommunikation beschreibt Bm als regelrechtes Muster, das ihm immer wieder eine schlechte Wahrnehmung seiner selbst beschert (ebd., 63-91):

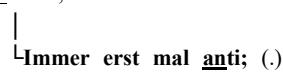
Bm: **Ja;** (...) ja wirklich;=also ich hab manchmal so richtig=das



Bm: Gefühl, (...) ähm (...) man muss mich besser kenn, (...) so:



Bm: (...) weil (...) wenn man (...) weil ich (...) weiß=ich nich; (...) ich glaub ich b- ich verk- verkack immer (eben) immer den de:n: <ea:> den ersten Eindruck;=so nach



Af: @(1)@

Bm: Ja:- ja- (...) ja- ja- já: wirklich;=ja-

Yf: @(.).@

Bm: ich bin- ich bin: (...) ich bin auch n kleiner Rebell, auf jeden Fall, (...) also (...) ähm (...) ich- ich mag (...)

Af: J:a;

Bm: n- überhaupt nicht mich unz- (...) unterzuordnen, (...) beziehungsweise wenn ich mich unterordne,=<ea> dann (...) einfach aus dem logischen Aspekt raus,=(sonder) nich irgendwi:e (...) weil weil das jetz die Obrigkeiten;==die Autorität das sagt,=<ea:>

Af fasst Bm's grundlegende Haltung in der Losung ‚Immer erst mal anti‘ zusammen, was jener heftig validiert und hinzufügt: „ich bin auch n kleiner Rebell“. Damit ist das antagonistische Selbstbild nach dem ‚schwierigen Menschen‘ und dem ‚schwierigen Zeitgenossen‘ nunmehr auf eine dritte konkrete Subjektfigur gebracht. Daran anschließend geht er auf den zentralen Grund dieses antagonistischen Selbstbildes ein – nämlich der Ablehnung einer unkritischen Form von Unterordnung. Den Anweisungen hierarchisch überlegener Subjektfiguren von ‚Obrigkeiten‘ oder ‚Autoritäten‘ leistet er nur dann Folge, wenn er diese ‚logisch‘ nachvollziehen könne. Diskursinhalte werden somit auch hier, wie bereits am Beispiel der Professoren verdeutlicht, nicht durch die Sprecherpositionen verbürgt, sondern alleine durch die sachliche Überzeugungskraft ihrer Argumente. Die Grundhaltung Bm's gegenüber jeglichen

Diskursäußerungen ist somit zunächst einmal eine kritische – erst was durch seinen kritischen Verstand geprüft und diskutiert wurde, wird weiter bewegt. Mit dieser rationalen, kritischen Grundhaltung stößt Bm jedes Mal dann an Grenzen, wenn er nicht rational, sondern emotional, etwa durch vertrauensvolles oder romantisches Verhalten gefordert ist (ebd., 129-37):

Bm: ich hab auch das Ge- äh ich hab das Gefühl so ich kann mich nich so wirklich richtig fallen lassen;==<ea::> also: ähm(.) ich bin(.) s:ehr(.) verstandsgesteuert,(.) irgendwie, (1) und(.) ich kann mich dann nich irgendwie(.) m:anchmal geht- ä==also:(.) nich s-=nich so wirklich lösen(1) und(wi-) dann(.) hab ich da(s) Gefühl irgendwie n bisschen nä:h;(.) unnahbar(.) bisschen(.) bisschen **aalglatt**;(.) so.(1) ja;

In der Distanzierung von sich selbst vermag Bm sehr genau zu beschreiben und zu analysieren, warum seine Beziehungsversuche immer wieder scheitern. Dabei spielt seine reflexive Herangehensweise an Phänomene („verstandsgesteuert“) eine wichtige Rolle. Von dieser Haltung kann er sich schwer lösen, was ihn nach außen ‚unnahbar‘ und ‚aalglatt‘ erscheinen lässt. Während ein rebellisches, antagonistisches Selbstbild im Bereich des VWL-Studiums für ihn von großem Reiz und Nutzen ist, stößt er damit in Sachen Beziehungsanbahnung an seine Grenzen. Gleichwohl wird auf die Nachfrage von Af hin, ob ihm eine Beziehung während des Studiums überhaupt wichtig sei, deutlich, dass dies für ihn nicht zu den zentralen Relevanzsetzungen dieser Lebensphase gehört.

Daraufhin elaboriert nun Af ihrerseits, dass auch ihr die feste Bindung zu anderen Menschen schwer falle – jedoch in ihrem Fall deswegen, weil sie sich lieber in „vielle[n] Af@fären@“ „ausprobieren“ (ebd., 147-48) wolle, statt sich auf einen festen Partner festlegen zu müssen. Ihr sei es zwar einerseits wichtig, die Aufmerksamkeit von anderen Menschen zu bekommen, dies dürfe aber andererseits nicht zulasten ihres „eigenen Privatleben[s]“ (ebd., 160) gehen. Dies validiert Bm seinerseits stark (ebd., 165) und elaboriert gemeinsam mit Af sodann in univoker Diskursorganisation, dass in diesem Punkt der Kompromissfähigkeit „der Hund begraben“ (ebd., 169) liege. Die mangelhafte Beziehungsfähigkeit wird somit grundlegend durch eine Fähigkeit zum Eingehen von Kompromissen gedeutet, und diese Fähigkeit sehen beide Sprecher:innen bei sich nicht stark ausgeprägt; Bm seinerseits, weil er zu rational und hart agiert und darin immer den ersten Eindruck vermasselt, und Af ihrerseits, weil sie sich ihre Freiheit und ein spielerisches Ausprobieren nicht nehmen lassen will (ebd., 180-85):

Af: bin auch keine einfache(.) Person;=was das angeht;=<ea> **ich bin auch immer**
Bm: |
Af: **erst mal der Neinmensch;** | @(.)@

Auch Af bringt nun ihrerseits eine dezidierte Subjektfigur ein. Nachdem sie sich zunächst als ‚keine einfache(.) Person‘ beschreibt, tituliert sie sich als ‚Neinmensch‘. Analog um Bm’schen Rebell zeigt sich auch Af von ihrer widerspenstigen Seite. So sehr sie sich nach Anerkennung sehnt und ein Netz sozialer Beziehungen auszuprägen versucht, so deutlich ist auch ihre Ablehnung, wenn es darum geht, langfristig

verbindliche Beziehungen einzugehen. Diesen steht sie gerade aufgrund ihres individuellen Freiheitsdranges kritisch gegenüber. Während Bm diese kritische Distanz aus einer Verstandeshaltung einerseits und aus moralischen Überzeugungen andererseits dazu nutzt, bestehende polit-ökonomische Verhältnisse zu kritisieren und diesen engagiert entgegenzuwirken, nutzt sie Af, um einem selbstbestimmten Studienmodus Ausdruck zu verleihen. Beide eint somit eine starke Subjektivität mit eigenen Normen und Willensbekundungen, die sie nicht gebeugt sehen wollen. Gleichwohl, und damit kommen wir zurück zur Passage der ‚Lehrveranstaltungen‘, unterstreicht sie in Bezug auf ihre eigentliche Studienmotivation noch ein zweites Moment, das eine weitere Gemeinsamkeit zwischen ihr und Bm hervortreten lässt.

Engagement für eine bessere Wirtschaft

Auf Bm’s Darstellung seiner Studienmotivation und der konfliktbehafteten Auseinandersetzung mit seinen Professor:innen hin elaboriert auch Af ihre frühen Erfahrungen im Kölner VWL-Studium und ihre grundlegende Studienmotivation (KK LV, 129-52):

Af: Ja ich hatte auch das Gefühl dass (.) Mikro (.)

|
Xm: L(())-

Af: sehr (.) @anregend@ is;=und (.) irgendwie sehr vielfältig;=und ich hab mich vor allem (.) <ea> voll mit (.) SoWi wieder identifizieren können,==und fand w-=es war (.) sehr breit gefächert;==das fand ich super spannend;=<ea:> << und da wars halt nich so << einfach ich les die Folien ab,==sondern <ea:> also der Professor bei mir im letzten Jahr war (.) auch sehr engagiert,=und hat uns das versucht nahe zu bringen, (.) <ea:> und ähm (.) ja.=aber es ist halt knallhart; (.) doch (.) irgendwie:e-=also=und ich glaube das=is am Anfang (.) hat mich das auch so n=bisschen geschockt wie knallhart Wirtschaft sein kann.=<ea> und (.) irgendwie <ea> ich glaub aber (.) das ist halt auch meine Intention dahinter;=zu verstehen (.) wie funktioniert Wirtschaft (.) wirklich, (.) und <ea> was kann ich dafür tun (.) um das (.) irgendwie sozialer zu gestalten <ea> und um da meinen persönlichen Nutzen draus zu ziehen; (.) für die Gesellschaft;=°am Ende°; (3)

Die Erfahrung einer mikroökonomischen Veranstaltung fand sie ‚anregend‘ und sie veranlasste sie, sich ‚wieder‘ mit ihrem sozialwissenschaftlichen Unterricht ‚identifizieren‘ zu können. Dabei geht sie zunächst auf die Form der Veranstaltung ein und fasst sie in kritischer Abgrenzung von einer reinen Reproduktion von Folien einerseits und in einer Würdigung der ‚engagierten‘ Haltung des Professors andererseits zusammen. Abermals kommt hier zunächst die beziehungsorientierte Schwerpunktsetzung Af’s zum Tragen, um erst danach dann ihren Schockmoment im Hinblick auf die ‚knallhart[e] Wirtschaft‘ – also die Inhalte der Lehrveranstaltung – zu beschreiben. Über diese Härte kommt sie schließlich auf ihre Studienmotivation zu sprechen und gibt an, dass sie Wirtschaft verstehen möchte, um sich dafür einzusetzen zu können, diese ‚irgendwie sozialer zu gestalten‘ und sowohl für sich, wie auch für ‚die Gesellschaft‘, einen Nutzen daraus ziehen zu können. Dabei beschreibt sie sich poin-

tiert als Akteurin („was kann ich dafür tun“) eines Gestaltungsprozesses, der über sie selbst hinausgeht. Eine sozialere Gestaltung von Wirtschaft steht dabei im direkten Erzählzusammenhang in einer implizit kritischen Gegenüberstellung zur ‚knallharten Wirtschaft‘, die eine starke Disruption bei ihr auslöst. Wenngleich nicht so pointiert wie Bm, reagiert sie auf die Erfahrung einer inhaltlich herausfordernden Lehrerfahrung also mit einer Absichtserklärung zur Gestaltung der Gesellschaft auf Grundlagen, die sie selbst mitbringt und die in Opposition zu den Studieninhalten stehen. Dabei bleibt sie der Beschreibung eines positiven Studienkontextes in Köln insofern treu, als dass sie insbesondere die formalen Aspekte der Lehre hier (noch) als „vielfältig“ und ansprechend beschreibt. Gleichwohl distanziert sie sich von ihrem Studium und insbesondere dessen Inhalten im weiteren Gesprächsverlauf zunehmend, indem sie etwa die abstrakten Modellannahmen (vgl. ebd., 187 ff.), wie allgemein die inhaltlichen Positionen ihrer Professor:innen (vgl. ebd., 222 ff.) in Zweifel zieht. Dabei beklagt sie, dass sie mit den erlernten Inhalten wohl niemals reale Phänomene, wie etwa den Arbeitsmarkt, wird verstehen können (vgl. ebd., 213). In nunmehr univoker Diskursorganisation ziehen Af und Bm gemeinsam die im VWL-Studium vermittelten Grundannahmen über individuelles und soziales Verhalten in Zweifel, so etwa „[Af:] dass so ne Kosten Nutzen Funktion wirklich <ea> der ultimative Weg is“ (ebd., 232-34) oder dass „[Bm:] mehr Geld (.) [...] besser (.) als weniger Geld“ (ebd., 239-40) sei.

In ihrer Distanzierung von den im Studium vermittelten Postulaten dokumentiert sich bei beiden Sprecher:innen eine selbstbewusste Haltung. Dem eigenen Verstand und auch den eigenen Werten und Überzeugungen wird die Legitimität zugesprochen, das von Professor:innen vermittelte Wissen wie selbstverständlich in Frage ziehen und kritisieren zu können. Dieses Wissen wird somit nicht qua Status der vermittelnden Personen oder Institutionen verbürgt, sondern muss letztlich auch ihrem individuellen Urteil standhalten. Gerade an dieser Stelle spielen bei Bm und Af gleichermaßen Werturteile eine entscheidende Rolle, insofern, als dass die vermittelten Inhalte gegen eigene Werthaltungen verstößen (ebd., 257-63):

- Bm: diese--=diese Schlüsse;=die sind einfach ähm (- 1 -) **die haben** nichts (.) mit (.)
altruistischem
?f:
Bm: Verhalten (.) sondern nur einfach mit (.) totalem (.) krassem Egoismus einfach zu tun
- 

Die Sicherheit, diese Werthaltung gerade auch gegen vermeintlich wissenschaftliche oder objektive Argumente hervorbringen zu können, wird dabei auch durch die Überzeugung gestützt, dass auch letztere im Kern ideologische Haltungen seien. So etwa Bm in Bezug auf Maximierungsaufgaben (ebd., 315-20):

- Bm: nich wirklich (.) was was w::issenschaftlich is;=sondern einfach was total ideologisch is;=<ea> (.) was (.) ähm (.) was schon auf (.) von- also f- aus meiner Sicht schon aus ner (.) falschen (.) Annahme (.) fußt;

In der Formulierung aus ‚meiner Sicht‘, wie insgesamt einem dominierenden Erzählmodus in der ersten Person Singular, dokumentiert sich abermals eine selbstbewusste Souveränität im Umgang mit den vermittelten Inhalten. Bm sieht sich bestä-

tigt in der Annahme, dass im VWL-Studium nur die „Freiheit des Marktes“ (ebd., 271) postuliert wird. Das Einlassen auf etwas Fremdes oder Zu-Kritisierendes gewinnt hier zum Ende der Passage hin abermals eine produktive Wendung, insofern als dass zumindest Bm nicht bei der Kritik verbleibt, sondern in der Differenz eine Schärfung der eigenen Position und entsprechender Handlungsoptionen erlangt (vgl. ebd., 274 ff.).

Wille zur Veränderung?

So geht das Gespräch in der anschließenden Passage ‚Curricula und Bildungssystem‘ zunehmend in curriculare Verbesserungsvorschläge über. Af proponiert nun auch ihrerseits, dass einem im VWL-Studium die „Ideologie unserer Gesellschaft“ (KK CB, 10) beigebracht wird, wobei die Professor:innen als Übermittler dieser Ideologie genannt werden. Dass das Studium letztlich ideologisch bestimmt ist, macht sie an der einfachen Tatsache fest, dass einem „der Kommunismus“ nicht beigebracht würde, obwohl sich darüber doch „auch Menschen Gedanken gemacht“ hätten (ebd., 12-17). Abermals betont sie eine gewünschte *vernunftbasierte* Auswahl von Studieninhalten, die sie nicht nur thematisch werden lässt, sondern qua eigener Argumentation selbst enaktiert. Unabhängig von der Frage, ob das Argument inhaltlich sticht, dokumentiert sich hier, wie bereits in der Passage zuvor, ein souveränes Moment, das Af durch Nutzung ihres Verstandes in die Lage versetzt, geltende Studieninhalte zu kritisieren. Statt dass einem eine Vielfalt von Theorien beigebracht würde, müssen VWL-Studierende heute alleine schon aus Zeitrestriktionen des modularen Systems heraus dasjenige lernen, was sie in die Lage versetzt „möglichst (.) gut (.) in die Gesellschaft rein[zu]passen [...] Und möglichst gut (.) nachher (.) damit (.) n Job finden können“ (ebd., 29-30). Nicht die aktive Selbstbestimmung, sondern die passive Fremdpassung prägt Af zufolge das Bildungsgeschehen, worauf Bm sichtlich konsterniert reagiert (ebd., 32-48):

Bm: °Ja::° (2) wohingegen das (1) ich das dann (.) also wenn das **wirklich so is** (.) wie du beschreibst (.) dann (.) is es ziemlich schade; (.) weil dann irgendwie alles zu nem (.) Einheitsbrei (.) quasi (1) zusammengepresst wird und ähm (2) ja einfach kein- (.) kein Platz mehr dann irgendwie für Freidenker is oder (.) für irgendwelche: alternativen:: (.) Gedankenansätze; (.)

|

Af: Ja=aber das is schon mein Eindruck vom deutschen °Unisystem°;
 (.) das is auch (.) so viele Leute reden immer nur über Regelstudienze:it und (.) **ei-gentlich** (.) geht es im Studium ja um viel mehr:: (.), also ich finde auch wichtig, (.) dass man ganz viel nebenbei macht eigentlich (.) und sich ausprobiert und (.) **versucht sich zu engagieren:** und sich nicht nur (.) auf sein Studium konzentriert=und (.) wenn ich dann mit (.) Bekannten spreche dann erzählen sie mir (.) ja: und ich studier das jetzt weil:: meine Eltern sagen das is gut (.) für den Arbeitsmarkt und dann soll ich ja noch nen Master machen (.) dann (.) weiß ich nicht (.) was da (.) viel bei rauskommen soll=also dann (.)

|

°Mh°

Bm: das ist halt so (.) du kriegst irgendwas vorgesetzt aber (.) denkst nicht mehr darüber nach::;

Sollte Af's Hypothese des Bildungsziels eines herzustellenden Passungsverhältnisses vom Bildungssubjekt zur ‚Ideologie der Gesellschaft‘ stimmen, so droht für Bm die Gefahr, dass ‚alles zu nem (.) Einheitsbrei (.) quasi (1) zusammengepresst‘ wird. Aus subjektivierungsanalytischer Perspektive erscheint hier einerseits bemerkenswert, dass für diese Art von Bildungsprozess eine passive Formulierung gewählt wird, in der nicht-benannte Strukturen, bzw. Zwänge auf Individuen einwirken, und andererseits dann in einem konturlosen Brei aufgehen, in der ihre Subjektivität keine Rolle mehr zu spielen scheint. Diese Orientierungsmetapher des Einheitsbreis wird der Subjektfigur der ‚Freidenker‘ gegenübergestellt, die im Plural steht und mit ‚alternativen Gedankenansätzen‘ in Verbindung gebracht wird. Offensichtlich identifiziert sich Bm mit dieser Subjektfigur und ist ob der ernüchternden Gegenwartsdiagnose Af's enttäuscht, dass dieser Subjektfigur im Bildungssystem ‚kein Platz‘ gelassen werde. Daraufhin bekräftigt Af ihre Einschätzung der Lage und weitet sie über den disziplinären Tellerrand der VWL auf das ‚deutsche Unisystem‘ aus. Dabei legt sie gleichsam offen, dass sie ihre Einschätzung auf der Grundlage von Gesprächen mit Kommiliton:innen gebildet hat. Deren Orientierungen drehen sich für gewöhnlich um die Regelstudienzeit und die Ansprüche der Eltern, die ihrerseits auf den ‚Arbeitsmarkt‘ verwiesen. In der Elaboration opponieren fremdbestimmende Elemente, die die Bildungssubjekte passiv und hörig erscheinen lassen mit selbstbestimmten Haltungen zum Studium, die dieses als ein Feld des studentischen ‚Ausprobierens‘, ‚Engagements‘ und ‚Selbstdenkens‘ anlegen. Und als Kippunkt zwischen beiden Zugängen bringt Af abermals das selbstständige ‚Nachdenken‘ über das ‚Vorgesetzte‘ in Anschlag. Nur wer dieses Nachdenken realisiert, könne das selbstbestimmte Studium leben, das Af im Sinn hat. Damit legt sie die Verantwortung für die Ausgestaltung des Studiums gleichsam zu einem Gutteil in die Hände der Studierenden selbst. Sie genießen trotz der mannigfachen Anrufungen und Fallstricke Freiheitsgrade, die sie im Sinne eines selbstbestimmten Studiums als Lebensphase nutzen können. Gerade dieser „Wille“ (ebd., 58) bleibt angesichts einer mangelnden „Motivation“ (ebd., 61) ihrer Kommiliton:innen jedoch allzu oft aus. Viele wollen sich einfach nur an etwas Bestehendem abarbeiten.

Selbstbestimmung als Chance und Bürde

Zumindest implizit bringt Af dieser Haltung auch ein gewisses Maß an Verständnis entgegen, wenn sie in der Passage ‚Änderungen des Alltages‘ zugibt, dass die ununterbrochenen Entscheidungssituationen im Studienalltag nicht nur eine Chance zur Selbstbestimmung, sondern eben auch eine Bürde darstellen (KK ÄA, 32-70):

Af: [...] irgendwie diese Entscheidungsfreiheit find ich persönlich halt toll,=aber das macht (.) manchmal auch anstrengend, <ea> und (.) ähm: (.) ich glaube dass das (.) Interesse an der Person selber so gering is;=man muss halt selber <ea> sich interessant machen;=sonst interessiert sich halt niemand für einen. (.) <ea> ä:hm (.) das is (.) irgendwi:e (.) halt bei den Kommilitonen so,=also <ea> wenn man (.) nich irgendwie (.) n interessantes Gesprächsthema oder=so findet;=dann (.) muss- (.) reden die halt einfach auch nich mit einem;=das is anders als in (d)er Klassengemeinschaft;=wo man irgendwie <ea> dieses Gemeinschaftsgefühl halt irgendwie aufbaut;=über mehrere Jahre, (.) <ea> und das=is bei den Professoren find ich genau

so;=also <ea:> da is das Interesse halt nicht da;=ob du bei der Vorlesung warst oder nich; (.) das is halt irgendwie <ea:> wenn du (.) mitarbeitest, (.) interessieren sich auch die Tutoren dafür,=weil das schön is, (.) und die sich freuen,=wenn da das Engagement da is, (.) <ea:> aber sonst spielt es halt nich so die Rolle;=und das is irgendwie (.) irgendwie diese Eigenständigkeit find ich persönlich; (.) hat sich nochmal stark geändert; (.) obwohl ich auch schon viel (.) zuhause selber entschieden hab; (.) das is noch mal anders geworden, (.) und man muss sich halt auch komplett (.) selber organisieren; (.) also (.) irgendwie (.) und @wenn es nur@ (.) Kochen und @Wäschewaschen und Einkaufen is@,==<ea:> es passiert @dann halt schon manchmal dass man Sonntag@ <ea:> (.) da ohne (.) Essen

Bm: |
 └ Mh;

Af: steht.

Die Frage der Entscheidungsfreiheiten im Studienalltag gewinnt in dieser Sequenz Af's über den Aspekt der Selbstbestimmung hinaus auch eine soziale Komponente. Alltägliche Wahlentscheidungen werden für sie auch im Sinne einer Erzeugung von sozialem Resonanzgeschehen konzeptualisiert. So steht durch sie auch das ‚Interesse an der Person‘ auf dem Spiel, wenn man etwa die Wahl von Gesprächsthemen entscheidet. Auffällig ist diese Stelle auch deswegen, weil Af untypischerweise in der man-Form spricht, das soziale Resonanzgeschehen dadurch eine gewisse Regelhaftigkeit erhält. Diese anonyme Regelhaftigkeit wird durch den Bezug auf ihre Erfahrung des ‚Gemeinschaftsgefühls‘ in der ‚Klassengemeinschaft‘ gebrochen, wo eine Sozialität nicht erst hergestellt werden musste, sondern gewissermaßen bereits durch langfristige Beziehungen da war. Die gleiche Kontrastierung gilt auch für ihr privates Leben, wo sie sich früher auf ihre Familie verlassen konnte und heute selbstständig organisieren muss. Die Anonymität des Studienkontextes, wie sie in der Eingangspassage als positiv bewertet wurde, zeigt sich hier somit von ihrer Schattenseite. Ein auf sich selbst gestelltes Individuum gewinnt zwar an vielen Entscheidungsfreiheiten, muss diese aber u.a. auch dazu nutzen, ein soziales Resonanzgeschehen überhaupt erst herzustellen – zumindest dann, wenn es, wie in Af's Fall, als relevant erachtet wird. Unterlässt sie diese Anstrengung, läuft sie Gefahr, von einem anonymen Umfeld ignoriert zu werden (vertreten etwa durch Professor:innen oder Kommiliton:innen). Eine Identitätsstiftung muss einem anonymen und potenziell anonymisierenden Studienkontext somit kontinuierlich in Form von proaktiven Entscheidungen abgerungen werden. Gerade zu dieser Aktivität der Selbstbestimmung ruft Af immer wieder auf – und verweist dabei auch auf die Schattenseiten dieser Bürde.

Auch Bm berichtet daraufhin, dass er sein Leben erstmal „auf=n Kopf stellen“ (ebd., 102) musste. Früher im Elternhaus, bzw. zur Schulzeit, plante er seinen Alltag nicht, jetzt muss er sich genaue Gedanken darüber machen, was er will und wie er das bekommt. Und Af ergänzt, dass früher ja auch geplant wurde, nur eben von außen. Jetzt muss man selbst bestimmen (vgl. ebd., 121-50). Der Übergang von der Schul- in die Studienzeit wird somit jenseits von disziplinären Facetten als ein einschneidender Wandel von alltäglichen Routinen und Gewohnheiten beschrieben. Das Studium erscheint aufgrund der nunmehr geforderten täglichen Entscheidungen und der geforderten Praktiken – im Haushalt oder an der Universität – als große Heraus-

forderung. Und diese Herausforderung besteht bis zu einem gewissen Grad auch darin, von einem passiven Modus der Rezeption von Lebensentscheidungen zunehmend in einen aktiven Modus überzugehen, in dem man sein Leben selbstständig verantwortet und reflexiv gestaltet. Bm identifiziert diesen Schritt mit demjenigen der Studienentscheidung und bezeichnet ihn als „Ausbruch (.) aus (.) dem natürlichen Habitus“ (ebd., 158-59; vgl. auch 183 ff.). In der Verwendung der sozialwissenschaftlichen Kategorie des ‚Habitus‘ zur Beschreibung seiner eigenen Praxis dokumentiert sich zunächst die intellektuelle Grundhaltung Bm's. Er kann sich von sich selbst distanzieren und seine Entwicklungen analysieren. Die darin festgestellten Veränderungen elaboriert er dann durchwegs in der ersten Person Singular als ein Akt der Selbstbestimmung. Nicht mehr die Wünsche seiner Familie standen im Mittelpunkt der Studienentscheidung, sondern seine eigenen: „ich achte jetzt erst mal darauf was interessiert mich wirklich, (.) wozu hab ich jetzt wirklich Bock drauf; (.) w:o ich dann wirklich hinter stehen kann“ (ebd., 168-71).

Dabei zeigt sich in der Passage ‚Studienfinanzierung‘, dass diese neue Entscheidungsmacht sowohl von Bm, wie auch von Af, nicht alleine für individuelle, sondern auch soziale Zwecke genutzt wird. Diese Ausführungen stehen damit in Einklang mit der bereits zu Beginn beim Thema der Studienmotivation aufgebrachten Orientierungen einer Verantwortungsübernahme für ‚die Gesellschaft‘. Auf die Frage hin, wie Bm sein Studium finanziert, gibt er an, bald in einer sozialen Einrichtung arbeiten zu wollen. Er wird sich auch bald einen Nebenjob suchen müssen, weil das Geld von seinen Eltern nicht reicht. Er möchte aber nicht, dass seine Eltern ihren Lebensstandard für ihn verringern. Hier formuliert er eine Haltung der beabsichtigten Eigenständigkeit. Af sieht sich als „Einzelkind und ein bisschen verwöhnt“, weil sie von ihren Eltern recht viel Geld bekommt. Außerdem macht sie noch Praktika und nimmt an akademischen Experimenten teil, was ihr jeden Monat einen großen finanziellen Komfort einbringt. Um diese Privilegien zu kompensieren, hilft sie benachteiligten Schulkindern. Sie will der Gesellschaft etwas zurückgeben (KK SF, 58-79):

Af: mach jetzt so Tu- Tutorien für Kinder aus benachteiligten Familien um die Bildungschancen (.) von Kindern auf Haupt- und Realschulen zu verbessern, (.) und ähm (.) könnte mir aber auch gut vorstellen noch irgendwas anderes zu machen; (.) also (.) weil irgendwie glaub ich (.) also mir ist halt wichtig irgendwie von dem was ich so (.) von (.) durch meine gut positionierte (.) Position in der Gesellschaft bekommen hab=davon was zurückzugeben; (1) °und das irgendwie zu teilen:° (.) und (.) **ich weiß** dass andere Studenten einfach viel mehr Zeit in Studium und in Arbeit verwenden müssen und dann (.) kann ich ja irgendwas Soziales machen=wenn (.) °meine Eltern genug verdienen; (.) und irgendwie so teilungsbereit sind°

Bm: |
 Find ich auf jeden Fall ein
 schöner Ansatz; (1) also hätte ich jetzt gar nicht gedacht (.) dass (.) also (.) weiß ich nicht (.) so Einzelkind viel Geld so und dann:: (.) **ja wirklich** er- is- ja sch- aber ehm (.) ich find (.) daran sieht man immer so- so krass wie

Af: |
 ((entrüstetes Auflachen))

Bm: wie Vorurteile (auch einen bestimmten)=hättest das am Anfang des Gesprächs gesagt so ganz am Anfang, (.) dann ehm (.) weiß nicht (.) **hätt sich das glaube ich ganz anders entwickelt hier (.)**

|

Af: L ((Ausatmen)) (°krass°)

Bm: fin- find ich total äh (.) krass; (4)

In einer Art Schlüsselsequenz nähern sich die beiden Interviewten in dem Moment an, in dem sie erkennen, dass sie beide eine Orientierung der Solidarität mit benachteiligten Mitmenschen teilen. Af's Beschreibung ihrer konkreten Praxis der Tutorien für Kinder aus benachteiligten Familien lässt bei Bm die offenbar zunächst gehegten Vorurteile zerbrechen. Beide sind geeint in einem sozialen Selbstbild in dem Sinne, dass sie um gesellschaftliche Missverhältnisse wissen, und sich in Bezug auf diese Missverhältnisse nicht nur selbst positionieren und einschätzen, sondern auch aktiv einbringen können. Es ist nicht die Orientierung einer gesellschaftlichen Solidarität alleine, sondern das praktische Handeln aus dieser Orientierung heraus, in dem sie nunmehr geeint sind. Dies gilt insbesondere auch für ihr Erwerbsleben, sei es im Hinblick auf die Studienfinanzierung oder – wie sich anschließend zeigen wird – auf ihre zukünftigen Beschäftigungsaussichten (ebd., 88-101):

Bm: **ich hoffe** (dass ich das irgendwie bekomme) damit ich dann nicht mehr auf meine Eltern (.) teils angewiesen bin (.) und dann auch nicht mehr (.) äh (.) weiß=ich=nicht (.) dann nich- **nicht arbeiten muss um meinen Lebensunterhalt quasi** (.) ähm (.) zu=erhalten=sondern sondern a- zu arbeiten weil ich (.) darin irgendwi:e (.) ähm (.) mich selber verwirklichen kann=und da ich da irgendwie (.) n gesellschaftlichen Aspekt °dann auch irgendwie (.) rausziehen kann halt°. (.) weil ich find find weiß ich nicht find find das auch ganz (1) dass auch ähm (.) kein- keine Angst aber (.) weiß=ich=nicht (.) das möchte ich auf jeden Fall nicht ich möchte nicht (.) ähm (.) arbeiten müssen um:: (.) quasi zu überleben (.) das finde ich ganz schrecklich(1) und finde a-

|

L Aber

ich möchte vor allem nicht gegen meine Werte arbeiten müssen,

|

L Ja genau ja genau ja:

Für Bm ist es wichtig, dass er einen Beruf findet, in dem er sich ‚selber verwirklichen‘ kann. Der Job muss für ihn sinnstiftend wirken und der Aspekt der Sinnstiftung wird bei ihm durch den ‚gesellschaftlichen Aspekt‘ ausgelöst. Seine Elaboration ist durchzogen von starken Formulierungen und Willensbekundungen in der ersten Person Singular, in der Bm affirmativ und in kritischer Abgrenzung („arbeiten um zu überleben“) seine Werthaltungen zum Ausdruck bringt. Af pointiert die grundlegende Orientierung schließlich ebenfalls *ex negativum*, dass sie nicht gegen ihre Werte arbeiten will. In der Hervorhebung ‚meine Werte‘ dokumentiert sich ein moralisches Selbstbild, das ökonomische Erwägungen in einem hierarchisch nachrangigen Verhältnis zu moralischen Fragen einordnet. So gibt Af im weiteren Gesprächsverlauf an, dass es gegen ihre Werte verstößen würde, für eine Unternehmensberatung zu arbeiten, oder mit Aktien zu spekulieren (vgl. ebd., 105 ff.). Sie würde sich dabei

„schlecht fühlen“, „andere Leute eiskalt auszunehmen“ (ebd., 106-108). Lieber möchte sie ihren Eltern in die Augen schauen können, als andere Menschen zu schädigen. Diese Orientierung zeigt auch eine starke emotionale Seite, die sich in einer häufigen Wiederholung des Verbes „fühlen“ dokumentiert (ebd., 103 ff.). Af trägt somit einen klaren inneren Kompass der Moralität und ein moralisches Selbstbild mit sich, das zudem familiär abgesichert ist. Moralisch vertretbare Beziehungen und Praktiken auszubilden steht an erster Stelle. Bm sieht seinerseits die ernüchternde Perspektive vieler „unmoralische[r] Tätigkeiten“ (ebd., 127) nach dem Studienabschluss „mit VWL“ (ebd., 126). Diese Subjektfigur und v.a. die durch sie gelebten *Handlungen* lehnt er aus moralischen Überzeugungen ab. Er möchte etwas bewegen, weil „so darf nicht weitergehen“ (ebd., 147). Er erwägt, in die Politik zu gehen. Hier kommt auch bei ihm wieder ein engagiertes Selbstbild zum Vorschein, das ebenfalls von moralischen oder ethischen Überzeugungen getrieben ist.

Beide enaktieren somit Werthaltungen, die sich an oberste Stelle setzen, und die ihnen eine Quelle der Legitimation und Sinnstiftung ihres Handelns sind. Dies zeigt sich in Bezug auf ihre Bewertung der Studieninhalte und dies dokumentiert sich nunmehr auch hier in Bezug auf ihre Erwerbsperspektiven. Das aus moralischen Überzeugungen gewonnene Selbstvertrauen veranlasst sie auch, gesellschaftlich dominanten Trends nicht nachzugehen, wie es sich etwa in der Nachrangigkeit der Erwerbsperspektive dokumentiert. Insbesondere in Bm's Fall treibt ihn dieses Selbstvertrauen gar dazu an, in offene Opposition zu gesellschaftlichen Leitmotiven zu gehen, wie er sie von seinen VWL-Professor:innen vertreten und verkörpert erlebt. An dieser gelebten Opposition findet er als ‚Rebell‘ Ansporn. Allerdings belässt er es, ebenso wie Af, nicht bei einer diskursiven Kritik. Vielmehr versuchen beide, ihre Werthaltungen zu enaktieren, sei es durch soziales oder politisches Engagement. Beide reflektieren diese Praxis nicht nur als Ausdruck der eigenen Normen und ihrer sozial privilegierten Position, sondern zugleich auch als Beitrag zu einer Gesellschaft, die ihren Werten mehr entspricht als jenen der momentan dominierenden. Letztere werden dabei mit einer ‚knallharten‘ (Af) oder ‚neoliberalen‘ (Bm) Wirtschaft identifiziert, die gerade zum Kern ihres Studiums gehören. Statt sich wegen dieser Differenz von ihrem Studium zu distanzieren, nutzen sie dort gemachte Erfahrungen zur Profilierung und Stärkung ihrer eigenen Reflexion und Praxis.

Synopsis

Der Fall Köln Kekse ist durch die Entfaltung und das Ausleben eigener Vorstellungen und Überzeugungen geprägt, das mit dem Studium in Köln ermöglicht wird. Während Af in Köln eine allgemein lockere Studienatmosphäre genießt, die es ihr erlaubt, diese Lebensphase nach ihren Vorstellungen zu gestalten, erlebt Bm das kürzlich erst begonnene Studium als ‚Ausbruch aus dem natürlichen Habitus‘, den im Elternhaus ausgebildeten Gewohnheiten. Das Studium erscheint als Befreiungsschlag, das ein Leben nach eigenen Zielsetzungen und Rhythmen erlaubt – gleichzeitig aber nicht mehr von einer schützenden Gemeinschaft gestützt wird. Statt den Routinen des Elternhauses und Schulalltages, sehen die beiden sich in der Gestaltung und Bewältigung ihres Alltages auf sich selbst gestellt. Eine anonymes Studienklima, gepaart mit den großen Herausforderungen des Alltages im Haushalt und an der Universität, geraten insbesondere für Bm zum regelrechten ‚Kulturschock‘ und zur

Überforderung. Aber auch Af sieht sich dem latenten Druck ausgesetzt, Kommiliton:innen durch interessante Gesprächsthemen für sich zu gewinnen, wo sie früher auf das ‚Gemeinschaftsgefühl‘ des Klassenverbandes vertrauen konnte. Die gewonnene Freiheit wird von beiden immer wieder in dieser Ambivalenz eingeordnet.

Gleichwohl überwiegen die Vorteile der neuen Möglichkeiten. In Af's Fall zunächst deswegen, weil sie im Universitätsalltag verschiedene Beziehungen knüpfen und sich ausprobieren kann. In Bm's Fall deswegen, weil er ein starkes inhaltliches Interesse am Studium mitbringt. Beide eint die Grundorientierung, dass sie ein Leben nach eigenen Vorstellungen und Überzeugungen realisieren wollen, die sie sehr bewusst und klar artikulieren können. Diese reflexive Selbstpositionierung kommt immer wieder dort zum Ausdruck, wo die eigenen Vorstellungen explizit werden und insbesondere dort, wo sie mit den Werten und Normen anderer in Konflikt geraten. So moniert etwa Af die Mitläufereinstellung vieler Kommiliton:innen und analysiert das Universitätssystem insgesamt als Produktionsstätte für einen ‚Einheitsbrei‘, die der ‚Ideologie der Gesellschaft‘ Vorschub leistet. Bm spitzt diese antagonistische Positionierung zu fremden Werten, insbesondere zu den ‚neoliberalen‘ Positionen seiner Professor:innen insofern zu, als dass er die kritische Auseinandersetzung gar als Motivationsquelle für sein Studium anführt. Gerade die konflikträchtige Auseinandersetzung mit anderen Vorstellungen gehört für ihn zur wesentlichen Grundmotivation für das VWL-Studium. Er wusste bereits vor dem Studium, worauf er sich einließ, und sucht nun auch im Studienalltag die offene Konfrontation mit seinen Professor:innen.

Die existenzielle Bedeutung dieser produktiven Differenz dokumentiert sich insbesondere in Subjektfiguren des ‚schwierigen Zeitgenossen‘, des ‚kleinen Rebells‘ (Bf) oder des ‚Nein-Menschen‘ (Af) und in der dominanten Erzählperspektive des ‚Ich‘. Das Bekenntnis und der Einsatz für eigene Vorstellungen wird dabei stellenweise bis in die Unfähigkeit zum Kompromiss gesteigert oder in allgemeinen Bindungsproblemen eingestanden, wie beide Sprecher:innen freimütig zugeben. So bildet etwa auch ein ‚Wir‘ als Sprecherposition die absolute Ausnahme. Eine fremde Position wird niemals wegen der hierarchischen Position eines Gegenübers, sondern allenfalls nach eingehender kritischer Prüfung übernommen. Immer wieder dokumentiert sich eine starke und selbstbewusste Subjektivität, die kritisch zu denken und vermeintliche Autoritäten zu hinterfragen, v.a. aber auf der Grundlage eigener Normen zu urteilen in der Lage ist. Und diese Grundlage wird unter keinen Umständen gefährdet, im Zweifel auch gegen einen finanziellen Erfolg durch gut bezahlte, aber unethische Jobs. Diese Orientierung gipfelt in der Af'schen Formulierung, dass sie niemals gegen ihre Werte arbeiten wollen würde. Es kann insofern davon ausgegangen werden, dass die kritische Auseinandersetzung mit dem Fremden, die mal spielerische, mal analytische Züge trägt, gerade auch durch diesen gesicherten Rückzugsort der eigenen Wertebasis eröffnet wird.

Obwohl die Grundorientierung der Gruppe damit stark normative und reflexive Züge trägt, offenbart sich in einer Art Schlüsselsequenz des Gespräches, dass sie durchaus auch performative Qualitäten besitzt. Nachdem Af zunächst beschreibt, dass sie Kindern aus sozial benachteiligten Familien Nachhilfeunterricht gibt und diese Praxis dann mit ihren eigenen Privilegien und ihren Wertvorstellungen begründet, nähern sich die beiden, die sich vor dem Gespräch nicht kannten, zusehends an. Bm gibt sich überrascht und beeindruckt zugleich. Die formulierten Überzeugungen

werden in Af's Beispiel durch eine konkrete Praxis unterlegt und zugleich gesellschaftlich kontextualisiert. Sie ist dazu in der Lage, sich von sich zu distanzieren und in gesellschaftliche Verhältnisse einzubetten, um aus dieser Einordnung heraus schließlich konkretes Engagement zu initiieren. Auch Bm gibt an, dass er sich bereits zu Schulzeiten politisch eingebracht hatte und dies auch als Berufsfeld in Erwägung zieht („Organisationen“ oder „Parteien“). Immer wieder bringt er politische Floskeln oder Bekenntnisse ein, wie etwa, dass sich an den bestehenden Verhältnissen etwas ändern müsse, aber auch in den Elaborationen über konkrete Interventionen im Hörsaal. Die Produktivität der Differenz erfahrung im VWL-Studium trägt somit eine handlungspraktische Seite, die die Differenzen auf ideeller Ebene gewissermaßen in gewöhnliche Praktiken überführt und darin absichert. Eine Differenz wissen beide Sprecher:innen jedoch nicht nur zum Studienkontext, sondern auch zu sich selbst und seinen eigenen Sozialisierungsprozesse und sozioökonomischen Hintergründen herzustellen. Eine Subjektivierung in der produktiven Differenz zeigt sich somit hier nicht nur in Bezug auf fremde Werte oder Normen, sondern auch in Bezug auf die eigene Biographie und mögliche Privilegien.

6.1.3 Der Fall Wien Heiße Wiese

Die Wiener Gruppe Heiße Wiese setzt sich aus Am (22), Bm (26) und Cf (23) zusammen, die allesamt im B.Sc. Volkswirtschaftslehre an der Universität Wien im sechsten, respektive sechsten respektive vierten Semester studieren. Bm hatte vor seinem VWL-Studium bereits ein Studium der Philosophie und Soziologie abgeschlossen und studiert parallel noch in einem interdisziplinären Masterstudiengang an der Wirtschaftsuniversität Wien. Während Am seine Matura auf einer allgemeinbildenden höheren Schule (AHS) erlangt hat, bringen Bm und Cf ihrerseits eine Matura und einen Berufsabschluss von einer berufsbildenden höheren Schule (BHS) mit. Am ist in Wien aufgewachsen, seine beiden Gesprächspartner:innen stammen aus anderen österreichischen Bundesländern. Seit Studienbeginn wohnen alle im Wiener Stadtraum zu Miete; Am alleine und Bm und Cf je in 2er-Wohngemeinschaften. Wechselseitig beschreiben sich die Gruppenmitglieder als „Freunde“. Sie treffen sich mehrfach wöchentlich sowohl zum Studieren, als auch in der Freizeit. Was alle drei verbindet, ist ein ausgeprägtes politisches Engagement in verschiedenen Zusammenhängen. So engagieren sich Am und Cf in einer politisch linken Studierendenorganisation, Cf außerdem in einem Verein für ausländische Studierende. Bm bringt sich in der Wiener Gesellschaft für Plurale Ökonomik und zudem in einer aktivistischen Organisation ein. Insgesamt fühlen sie sich nach Selbstauskunft einem linken politischen Milieu zugehörig.

Kritische Gruppe

Cf ist die erste der Gruppe, die auf die Eingangsfragstellung reagiert. Sie geht direkt auf ihre Studienmotivation ein und beschreibt, dass sie zunächst auf eine Handelsakademie gegangen sei. Dort hätten allerdings viele ihrer Kolleg:innen „ka:: Interesse daran [...] (.) des System zu verstehen“ (WHW EP, 52-53). Für sie sei ein solches Verständnis des „Systems“ jedoch „ausschlaggebend [...] wenn man darin lebt“ (ebd., 54). Das VWL-Studium nimmt sie somit auf, um eine größere (soziale) Le-

bensrealität verstehen zu lernen, die nicht nur ein intellektuelles Problem ist, sondern *in der* man tatsächlich tagtäglich „lebt“. Cf positioniert sich bereits in dieser frühen Äußerung einerseits als Erkenntniswillige, gleichzeitig aber als existenziell Betroffene dessen, was sie verstehen lernen möchte. Die elaborierte Studienmotivation wird dabei an der Universität Wien enttäuscht. Hier herrsche ein starker Fokus auf mathematische Herangehensweisen, was ihr als technisch Interessierte zwar leichtfällt, beim eigentlichen Erkenntnisinteresse „des Systems“ aber eher störend wirkt (vgl. ebd., 84 ff.). Deswegen belegt sie mittlerweile auch Philosophie und Soziologie. Aus einem klar definierten und selbstbestimmten Studienziel heraus ist sie somit in der Lage, entsprechende Anpassungen ihrer Studienrealität vorzunehmen. Dieses Interesse wird aber auch zum Ausgangspunkt einer Kritik an dem VWL-Studium, weil da ihren eigentlichen Motivationen im Wege steht. Auch Bm (vgl. ebd., 105 ff.) stößt sich mit Bezug auf den Wirtschaftsforscher Karl Polanyi stark an einer formalistischen Herangehensweise an die Volkswirtschaftslehre, weil da „*ko* substantielle Diskussion“ (ebd., 113) mehr übrigbliebe. Im Alltag eines VWL-Studierenden „verschiebt ma halt Kurven;=ma rechnet sich mit <ea:> linearer Algebra und eigentlich Schulmathematik“ (ebd., 137-38) durch. Größere Sinnzusammenhänge lernt man nicht, die vermittelten Inhalte seien sehr abstrakt. Das Ergebnis ist „intellektuell wenig befriedigend“ (ebd., 167). Insgesamt positioniert sich die Gruppe damit als erkenntnisgeleitete, die durch das Studium reflexiv angesprochen und gefordert werden will – zum besseren Verständnis gesellschaftlicher Verhältnisse. Da dies offenbar bislang für jede:n Einzelne:n ausblieb, gehen sie dazu über, selbstständig einen kritischen Diskurs zu organisieren (ebd., 181-210):

Cf: weil du lernst halt des,

|

Am: L°Ja;=aber°.

Cf: (.) so wie=s wirklich funktioniert; (.) und (dir wird halt) (.) komplett (1) **überlassen**
dass du di da (.) irgendwi::e (.) also **Kritik** wird komplett dir selber überlassen.

Am: °Ja.°

Cf: Also: (.) krip- ki- (.) k- ä:h **kritische** Perspektive bekommt man halt ga::r net;=
=auf der Uni;=<ea:> (.) du hast halt (.)-

|

Bm: Lvon Mitstudenten;

Cf: Ja genau; (.) aber a- aber aa ned von ålln; (.)

|

Am: L(Aber von den meisten ned);

Cf: also so i d- (.) i denk ma s:o wenn i jetzt ned mit euch zam wär,=und (.) irgendwie
mi ned selber vielleicht a bissi damit auseinandersetzen würd, und irgendwas
Soziologisches,=oda:: Philosophesch- (.) << Philosophisches << machen würd,=oder
(.) <ea:> i man (.) i bin jo aa gleichzeitig politisiert worden

Das VWL-Studium lehrt das, „wie es wirklich funktioniert“, also die Funktionsweise „des Systems“ in dem „*wir*“ leben. Jedoch geschieht dies affirmativ, jedenfalls ohne nennenswerte Kritik an dieser Funktionsweise. Diese Kritik scheint allen Gruppenmitgliedern wichtig zu sein, denn sie sehen diese Aufgabe ihnen selbst überlassen. Jedoch bleibt es nicht bei individuellem Kritisieren der Studieninhalte, vielmehr wirft

Bm bereits hier ein, dass man eine Kritik auch ‚von Mitstudenten‘ lernen könne, wobei sowohl Cf als auch Am direkt anmerken, dass dies bei weitem nicht für alle Mitstudierenden zutreffe. Gleichwohl scheint es im Studienkontext eine gewisse ‚kritische Masse‘ von Kommiliton:innen zu geben, die ein ähnliches Studieninteresse verfolgen, und die sich angesichts der Enttäuschungen nunmehr zusammentun, um diesem Interesse nachzugehen. So gibt Cf an, dass sie ohne die Unterstützung ihrer beiden Kommilitonen und ohne ihre eigenen Studienimpulse wahrscheinlich heute denken würde, dass ‚die Welt‘ so schön einfach funktionieren würde, wie es die VWL-Modelle angeben (vgl. ebd., 218 ff.). Schließlich unterstreicht sie, dass die Etablierung eigener kritischer Diskurse und Impulse bei ihr mit einer Politisierung einhergegangen ist. Darin erneuert sie den bereits eingeführten Bezug ihres Erkenntnisinteresses zu den Verhältnissen, in denen sie alltäglich ‚lebt‘ und deutet an, dass sie diese Verhältnisse auf politischem Wege auch zu verändern sucht. Entscheidend ist jedoch hier zunächst, dass die Kritik in sozialer Resonanz formuliert, und damit sowohl über geteilte Orientierungen („System verstehen“), wie auch über eine gemeinsame Praxis eine Gruppenidentifikation auslöst. Diese findet in zunehmender Opposition zum Studienkontext und darunter insbesondere den Professor:innen statt, die eine kritische Diskussion gerade *nicht* führen, sondern geradewegs unterbinden um „[Bm:] wahres wirtschaftliches Wissen“ (ebd., 411) zu vermitteln (vgl. ebd., 275 ff. & 388 ff.).

Auch in der Passage ‚Politik und Realität‘ elaboriert Cf, dass ihre selbst gewählte Auseinandersetzung mit soziologischen Theorien vom Studienkontext nicht belohnt oder gefördert wird – im Gegenteil. Sie führt die Skizze einer Seminararbeit über eine Sozialtheorie an, in der sie postuliert, dass Menschen heute hinter ihrem Rücken beherrscht würden, und beschreibt schließlich die Reaktion ihres Betreuers (WHW PR, 7-19):

Cf: (in=so=m) (.) (Abstract) (.) angfangen (.) irgendwie so zu schreiben so: (.) <ea:> dass halt (.) irgendwie das System in dem wir leben nur dadurch funktioniert,=dass man halt gewisse soziale Normen als gegeben annimmt, u::nd- ja::,==wenn man (den) Menschen lang genug eintrichtert dass si:::e (.) arbeiten sollten,=dann hinterfragen=s gar nimmer,

Bm: @(- - - - - 4 - - - - -)@

Cf: |
└ Und sie werden halt dann beherrscht,=obwohls net amal merken dass sie beherrscht wern

Ihr Betreuer kritisiert die Skizze stark und bezeichnet sie als ‚unwissenschaftlich‘ (ebd., 52-53): „[Cf:] Sie machen Politik und keine Vau Wee Ell“. „Zu viele Wörter, zu wenig Zahlen“ tauchten darin auf. Ihre Versuche, sich ‚das System‘ eigenständig begreifbar zu machen, führen in den institutionalisierten Rahmenbedingungen ihres VWL-Studiums zu Konflikten. Ein theoretischer Ansatz, der ihr sinnvoll erscheint, wird nicht zur Prüfung zugelassen. Die Gruppe reagiert darauf abgeklärt und sarkastisch. Man wisst eben, wie schwierig es ist, eine VWL- oder Kapitalismuskritik zu formulieren, ohne ständig abgestraft zu werden (vgl. ebd., 92 ff.). Sie beschreiben sich als „die Minderheit“, eine *kritische* Minderheit, die sich in stillschweigender

Opposition zu einer Mehrheit sieht (vgl. ebd., 122). Zu dieser Mehrheit gehören neben den rigiden VWL-Professor:innen auch die unkritischen Kommiliton:innen, auf die die Gruppe die von Cf aufgebrachte Sozialtheorie schließlich anzuwenden übergeht (ebd., 134-37):

Am: Die Minderheit da:: jetzt des(.) groß (und befragt;=und-) also(.) die meisten Leute machen für mich jetzt einen apathischen Eindruck,(.) keine Ahnung warum die Vau Wee Ell studieren

Am beschreibt die Mehrheit seiner Kommiliton:innen als apathische Mitläufers:innen, die soziale Normen einfach übernehmen. Sie scheinen nicht von einem eigenen Willen angetrieben, sondern vielmehr fremde Willen fraglos zu übernehmen oder jenen nachzukommen. Sie „[Am:] taumeln da so durch,=und dann sind sie fertig“ (ebd., 157-58). Aus subjektivierungsanalytischer Perspektive ist diese Sequenz von besonderem Aufschluss. Zunächst positioniert sich Cf selbstbewusst gegenüber der Reaktion ihres Professors. Ihre Verfolgung eines selbstgesteckten Studienziels ist wichtiger als die Entsprechung disziplinärer Standards. Diese Überzeugung etabliert und verteidigt sie jedoch nicht nur selbstständig als erkenntnisorientiertes Subjekt, sondern auch durch die Zugehörigkeit zu einer ‚kritischen Minderheit‘. Diese soziale Resonanz hilft ganz offenbar dabei, ihrem Studienziel nachkommen zu können. Darüber hinaus positioniert sich die Gruppe auch gegenüber ihren Kommiliton:innen. Die Mehrheit würde das im Studium Vermittelte für bare Münze nehmen und in einem ‚apathischen‘ Modus das Geforderte absolvieren. In der Formulierung der ‚meisten Leute‘ dokumentiert sich eine nivellierte Subjektfigur, die in dominierender sozialer Resonanz („Mehrheit“) durch ein quasi-mechanisches, unbewusstes Reproduzieren oder Hinnehmen von Gegebenheiten charakterisiert wird. Auch in dieser Abgrenzung von der Mehrheit kommt ihre Gruppenidentifikation als kritische Minderheit zum Tragen, deren primäre Tätigkeit und Kompetenz in der Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse besteht, was sie u.a. auch dazu befähigt, sich von diesen Verhältnissen distanzieren zu können. Eine gemeinsame Selbstbestimmung in kritischer Auseinandersetzung mit der Gegenwart ist somit die tragende Grundorientierung der Gruppe.

Intellektuelle

Die intellektualistische Grundhaltung dokumentiert sich auch in der Elaboration über einen Kommilitonen, der sich für das Bankenwesen und insgesamt eher für betriebswirtschaftliche Fragestellungen interessiert. Obwohl er nicht „den Kapitalismus als System“ (ebd., 191-92) hinterfragen möchte, beschäftigt er sich wie kein anderer ihrer Mitstudierenden mit einem ihn interessierenden Phänomen. Für dieses vehe-mente Erkenntnisinteresse („[Cf:] er is halt vo:ll into it“; ebd., 176) erntet er trotz der inhaltlichen Differenz den Respekt der Gruppe: „[Cf:] also er macht das deswe-gen;=um des zu verstehen“ (ebd., 185-86).

Die Positionierung als Gruppe kritischer Intellektueller kommt in vielen weiteren Sequenzen des Gesprächsverlaufes zum Tragen. So regt sich etwa Am in der Passage ‚Prüfungen und Mathematik‘ darüber auf, dass er aufgrund einer privaten Lektüre von Papers „selba: eine: Intuition“ (WHW PM, 287) ausgebildet habe, die aber in

den Vorlesungen nicht zur Diskussion zugelassen würde und die divergierende Darstellung durch den Professor dadurch nicht in Frage ziehen könnte: „[Am:] dann bist du halt wirklich unzufrieden.=oder regst dich auf“ (ebd., 295-96). Am sieht sich durch die Zurückweisung in seinen intellektuellen Fähigkeiten, vielleicht auch in seinem Stolz verletzt. Dies zeigt sich auch gegen Ende der Passage, wo sich insbesondere Am und Bm wechselseitig darüber echauffieren, dass grundlegende Annahmen „[Bm:] ned wirklich erklärt oder diskutiert“ (ebd., 665), sondern nur „[Am:] definiert“ (ebd., 681) würden. Das Ergebnis sei die Reproduktion von nicht verstandenen Inhalten (ebd., 683-92):

Bm: Aber du hasch net irgendwie mehr Diskussion drüber;=obs da Alternativen gibt;=ode::r
(.) woher sich dieser Begriff rau:::sdekliniert hat;=also es is halt wirklich sehr(.) **dünn-theoretisch**; (.) und (.) dann hantiersch halt mit Begriffe die=(du) vielleicht gar net
wirklich verstanden hasch

Diese ‚dünntheoretische‘ Herangehensweise ist intellektuell nicht nur deswegen wenig befriedigend, weil das vermeintlich Gelernte im Grunde gar nicht verstanden wird, sondern auch deswegen, weil es bei dem eigentlichen Erkenntnisinteresse der Gruppe, ‚das System‘ zu verstehen, nicht weiterhilft. Statt im Sinne eines Gedanken-experimentes deswegen etwa dieses Interesse aufzugeben oder sich vollständig ins Selbststudium zurückzuziehen, wählen die Interviewten den Weg der sozialen Organisation.

Hinterfragen und Politisierung

So unterstreicht Cf zu Beginn der Passage ‚VWL und das eigene Leben‘ auf die Frage hin, was sich durch das VWL-Studium an ihrem Leben geändert habe zunächst erneut, dass sie heute alles hinterfrage. Das Hinterfragen hat sich zu einem Kernbestandteil ihres Weltzugangs etabliert. Nichts ist mehr normal oder selbstverständlich, mittlerweile wird alles hinterfragt (vgl. WHW VWL, 2-37). Und sie erweitert diese Grundorientierung schließlich abermals um den Aspekt einer ‚Politisierung‘, die gleichzeitig mit dem Eintritt ins VWL-Studium stattgefunden hätte (ebd., 72-98):

Cf: es is aa voll vüü **gleichzeitig** kummen; (.) halt

|
└(J)a-

Am: eben aa Klub (Aa Vau) und so; (2) so: gleichzeitig (.) Politisierung und Radikalisierung;=und danach irgendwie besser mim System auskennen;=und immer(.) so:- es is=halt bei mir echt sehr vüü **gleichzeitig** kummen;=aanfoch so in- (.) innerhalb von drei Jahren; (.) und dadurch hat sich halt irgendwie ziemlich aa- i kann- i waa- i kann esch- jetz schwer sagen;=dass i=jetz sag so: ja: (.) wegen **Vau** Wee Ell is das pas-siert;=aber (.) es war halt a Teil der immer mitgeschwungen is; (- 1 -) und man is jo aa in

|
└M:hm:;

?m:

Cf: Diskussionen verwickelt;=oder lernt jo aa Leid kennen;=die halt eher so denken;=und (.) das verändert des jo donn aa;=m- (.) es verändert jo a w=w=wohin ma geht;=n- (.)

in wö:ha: (1) (in=)**wöhe Lokale** man geht;=in wöha Gesellschaft man is; (.) alles;=also
es: (.) i find- (.) also

?m:

Cf: i glaub schon; (.) so:;

|
└<<aa> Mh;

Mit dem Eintritt ins Studium hat sich ein grundlegender Lebenswandel vollzogen, der sich weit über das Studium hinaus in andere Lebensbereiche Cf's hinein auswirkt. Dieser Wandel ‚kommt‘ dabei in der Wahrnehmung einerseits von außen. Er ist insofern aber auch ein innerer Wandel, als dass er durch das ‚Auskennen‘ mit dem System initiiert wird. Dieses Wissen schlägt um in eine Politisierung und Radikalisierung, die zu ‚Diskussionen‘ und der Bekanntschaft mit neuen Menschen, ‚die eher so denken‘, geführt hat. Cf beschreibt detailliert, dass dieser Umbruch letztlich auch in eine neue Milieuzugehörigkeit mündet, die sich um eine Systemkritik herum gruppier. Abermals dokumentiert sich hier die Ausprägung einer Subjektfiugur der kritischen Intellektuellen, die mit wachsender Kenntnis der bestehenden Verhältnisse zunehmend politisiert wird und diese Politisierung in einen Zusammenschluss mit Gleichgesinnten münden lässt. Die Subjektfiugur enthält somit eine Zugehörigkeit zu einer ‚kritischen Minderheit‘ die sich in sozialen Nischen und Milieus entwickelt und organisiert.

Auch aus der späten Passage ‚Soziales Umfeld‘ geht hervor, dass etwa Am auch im privaten Kontext viel mit Kommiliton:innen zu tun habe und dort miteinander über ökonomische Themen diskutiert würde (vgl. WHW SU, 30 ff.). Cf gibt an, dass sie über den reinen Veranstaltungsbewuch viel Zeit an der Universität verbringt, um sich etwa in die Initiative ‚Roter Börsencrash Wien e.V.‘ (RBC) einbringen zu können. Dort seien zwar auch VWL-Studierende aktiv, allerdings nicht von der Universität Wien. In der Beschreibung des Vereines dokumentiert sich ein bestimmtes Milieu, das sich primär über die Auseinandersetzung mit inhaltlichen Themen wie Kapitalismuskritik, Geschichte und Geschlechterthemen definiert. Diese Auseinandersetzung und deren schiere Ermöglichung trägt dabei einen aktivistischen, engagierten Zug. Auffallend ist auch, dass die selbstbestimmte Orientierung Cf's sich trotz der Eingangsfragestellung nicht am Kontext Universität aufhält, sondern Volkswirtschaftslehre allenfalls als thematisches Interessensgebiet versteht, um das sich jedoch auch ein kritisches und aktivistisches Milieu bilden kann (vgl. ebd., 179-214). Die Auseinandersetzung mit dieser Thematik versteht sie dabei nicht als die Auseinandersetzung mit einem bestimmten Fachgebiet, sondern in Übereinstimmung mit ihrer frühen Formulierung der Eingangspassage mit dem, worin sie täglich ‚lebt‘. Sie führt aus wie die Auseinandersetzung mit dem Kapitalismus sich nicht nur in ihr studentisches, sondern in ihr allgemeines Leben eingeschlichen habe. Dabei stellt sie klar: „aber halt eben eher die kritische Sichtweise“ (ebd., 244-45). Als Ideologie-Kritik spielt VWL somit weit über die Universität hinaus eine wichtige Rolle in Cf's Leben, bis hin zu „Aktivitäten“ und „aktivistischen Sachen“ (ebd., 247 & 249). Ob jemand aus ihrem Freundeskreis VWL studiert oder nicht, ist dieser Orientierung gemäß zweitrangig. Jedenfalls sagt das nicht viel über den Einfluss der VWL als Ideologie auf ihr Leben aus. In der expliziten, aktivistischen und gemeinsamen Verhandlung von Kapitalismuskritik kann sie Volkswirtschaftslehre in ihr Leben lassen, ohne dabei eine kritische Distanz zu ihr aufgeben zu müssen (vgl. ebd., 236-51).

Diese Orientierung veranschaulichen Cf und Am an der gleichen Stelle am Thema einer durch selbstständige Initiative bestimmten Präsenz an der Universität, durchaus auch in Opposition zu den vorgeschriebenen oder ‚eigentlichen‘ Präsenzzeiten. Dabei beschreibt Am einen starken Wandlungsprozess, den seine Universitätspräsenz im Verlauf seines Studiums durchlaufen habe. Während er zu Beginn allenfalls zu den STEOP-Vorlesungen (Studieneingangs- und Orientierungsphase) anwesend war und ansonsten alleine zuhause gelernt habe, machte er durch die Teilnahme an den Übungen im zweiten Semester auch zunehmend die Bekanntschaft mit Kommiliton:innen, die sich dann im Verlauf des weiteren Studiums immer mehr zu Freunden entwickelt hätten. Wegen dieses wachsenden sozialen Beziehungsgefüges, wie auch wegen seines Engagements, und schließlich der Bachelorarbeit, sei seine Präsenz an der Universität ständig angewachsen. In Am’s Fall ist es somit weder eine rein fremdbestimmte, noch eine rein selbstbestimmte Orientierung, die seine Präsenz an der Universität ausmacht. Vielmehr ist diese einem kontinuierlichen Wandel unterlegen, der von beiden Richtungen ausgeht.

Kritisch ins Fremde begeben

Mit den zuletzt genannten Ausführungen ist eine weitere Orientierung angeschnitten, die nahtlos an das bereits Beschriebene anknüpft, dies jedoch noch einmal um eine wichtige Facette erweitert. Wie bereits in der frühen Formulierung Cf’s anklingt, studiert sie VWL deswegen, weil sie ‚das System‘ oder ‚den Kapitalismus‘ besser verstehen lernen, i.S.v. kritisch hinterfragen möchte. Die sukzessiven Erfahrungen im Studium, wo ‚das System‘ nicht kritisch, sondern affirmativ dargestellt wird, lässt sie das Studium jedoch nicht etwa im Sinne eines Gedankenexperimentes beenden. So beschreibt sie in der Passage ‚Prüfungen und Mathematik‘ folgende Lehrerfahrungen in den Fächern ‚Finanzwirtschaft‘ und ‚Unternehmensführung‘ (WHW PM, 535-75):

Cf: dir wirds hoid wenn du di v- (.) im Vorhinein schon irgendwie mit Vau Wee Ell beschäftigt;=noch bewusster (.) wie dann der Kapitalismus irgendwie so funktioniert;=und in der Bee Wee Ell m- i- (.) hab=ma=echt gedacht i drah durch;=bei Unternehmensführung lernen; (.) <ea> **wirklich so ausrechnen**, (.)
Bm:
Cf:

|
└^o@<aa>@^o

Bm: wi:e i **mein Mitarbeiter**,=oder mei Mitarbeiterin, (.) am besten motivier,- wievüül Gehalt (.) i
Cf:

|
└^o@<aa>@^o

Bm: Mhm;
Cf: ihr oder ihm geben muss, (.) damit er **genau richtig**

Bm: Mhm;

Cf: **vüül @arbeitet@**; (.) **damit=er net (.) zu**

Am: Ja;

Cf: übermotiviert is,=und dann mehr verlangt,=(und=ä-)

Am: Ja,

|
└^oJa;

- Cf: Alter;=d- und dann is=es wirklich dass (i ma echt sag)
 |
 ?m: L°@(.)@°
- Cf: so schei@Be@, (.) <ea:> und das wird halt wirklich angwendet; (.) und dann denkst du
 (halt so)- (.) echt;=okay fuck; (.) (ich=mein) da he (.) (leben)
 |
 ?m: L@(.)@
- Cf: wirklich in so einer Welt;=wo man irgendwie davon ausgeht;=Menschen sind
 kom(.)plett rational,=und (.) arbeiten wenn du ihnen genau fünf Euro gibst

Schon durch die Belegung des Faches ‚Finanzwirtschaft‘ wurde ihr ‚noch bewusster, wie der Kapitalismus funktioniert‘. Sichtlich erregt berichtet sie daran anschließend von einer Aufgabe im Fach ‚Unternehmensführung‘, in der die Gehaltsberechnung für einen Mitarbeiter im Verhältnis zu seiner Motivation und Arbeitsleistung durchgeführt wurde. Hier galt es, die Bezahlung richtig zu kalibrieren, sodass ein fiktiver Mitarbeiter weder über-, noch untermotiviert ist. Was Cf daran erschrickt, ist die Tatsache, dass an das sich darin manifestierende Menschenbild eines ‚komplett rational‘ entscheidenden Individuums offenbar tatsächlich geglaubt wird, und zu operativen Entscheidungen im Unternehmen anleiten soll. Abermals dokumentiert sich hier die Ablehnung einer Subjektfigur, die quasi-mechanisch entscheidet (Inhalt der Lehrveranstaltung), als auch einer Subjektfigur, die derlei Annahmen unhinterfragt weitergibt (Form der Lehrveranstaltung). Wenngleich sie diese Lernerfahrung sichtlich schockiert, hilft sie ihr doch dabei, ihrem Studienziel nachzukommen. Die unkritische und ungeschönte Auseinandersetzung mit einer kapitalistischen Denkweise hilft ihr sowohl inhaltlich wie auch formal, ‚das System‘ und dessen Funktionsweise besser zu verstehen. In der Differenzerfahrung liegt somit auch eine produktive Seite begründet, die jedoch von Cf selbst (wahlweise gemeinsam mit ihren Kommilitonen) reflektiert und verarbeitet werden muss.

Die Erfahrung des VWL-Studiums als produktive Differenz dokumentiert sich auch in der Passage ‚VWL und das eigene Leben‘, in der Am nach Cf's Elaboration ihrer zunehmenden Politisierung (s.o.) zunächst angibt, dass sich bei ihm gerade keine grundlegende Änderung des Alltages oder des Lebens eingestellt habe (WHW VWL, 128-58):

- Am: Ja=@(.)@ i=@(.)@ (.) jedenfalls (.) ja;=ich weiß=nicht=ich hab nicht- das- (.) so
 unbedingt das Gefühl dass ich (.) jetzt so meinen Alltag oder mein Leben (.) das sich ir-
 gendwie geändert hat;=aber (.) ich w(.)urde jetzt schon (.) is halt schon irgendwie ein
 Glückstreffer,=so,==erste Entscheidung,=Vau Wee Ell, (.) und (.) es passt voll;=also
 ich bin in- schon sehr unzufrieden mim Studium;=aber ich hab einfach gemerkt oke;

- Bm:
 |
 L@(- 1 -)@
 |
 Cf: L@(1)

- Es passt voll; (.) ich bin so unzufrieden;@
 |
 Am: L_{Nana} es Studium selber nicht- (.) naa;=aber einfach so: ä:hm (.) Wirt-
 schafts(.)theorie, (.) keine Ahnung;=das is es einfach.=und ich hab einfach gemerkt

oke;=das (.) s- (.) so spannend;=und so fundamental;=und (da will) ich irgendwi:e (1)
das (.) (dur-)
Bm: |
 └Was reißen; (.) @(.)@
 |
Am: |Ja;:=was reißen;=ja,=sagmas so;==und halt (.) mich (.) weiter damit
beschäftigen;==und (.) **seis jetz auch mim Mainstream** noch intensiver;=weil ich
eben (.) find (.) im Studium lernst es auch nicht gscheit, (.) aber dann halt auch noch
Alternativen;=ich mein es is eh (.) eigentlich in meinem Kopf ur die große Agenda

Die Tatsache, im VWL-Studium gelandet zu sein, beschreibt Am als ‚Glückstreffer‘ und fügt paradoxe Weise hinzu, dass er schon ‚sehr unzufrieden sei mit dem Studium‘. Cf greift diesen vermeintlichen Widerspruch ironisch auf, woraufhin Am erneut elaboriert, dass es nicht das ‚Studium‘ selber, sondern die ‚Wirtschaftstheorie‘ ist, die er sehr spannend und fundamental findet. Er validiert Bm’s Einwurf, dass er Kraft dieser Kenntnis der Wirtschaftstheorie ‚etwas reißen‘ möchte, wobei er dieses ‚reißen‘ als tiefergehende Beschäftigung mit dem ‚Mainstream‘ konkretisiert. Dabei scheint er dieses Studium in Eigenregie durchführen zu wollen, jedenfalls erhofft er sich von seinem eigentlichen Studium hier keinen Beistand. ‚In seinem Kopf‘ jedoch liegt eine große Agenda vor ihm. Gerade die vertiefte Beschäftigung mit dem, was ihn unzufrieden macht, treibt ihn an. Er positioniert sich in Differenz zu den Erlerten und gerade in dieser Differenz findet er eine Motivation, weiter zu lernen. Während Cf die Differenzerfahrung als zunehmende Politisierung erlebt, die schließlich auch aktivistische Züge annimmt, ist es bei Am primär eine intellektuelle Differenzerfahrung, die er auch primär intellektuell zu bewältigen sucht (Agenda ‚in meinem Kopf‘). Dabei stellt er in der Folge auch klar, dass diese reflexive Tätigkeit seine primäre Orientierung ist (vgl. ebd., 164 ff.). Fragen nach der Anwendung oder beruflichen Qualifikation sind nachrangig. Dies geht so weit, dass er den Einwurf Cf’s, dass er mit all seinem Wissen letztlich auch auf der Straße landen könne, in Kauf nimmt. Er weiß „noch nicht (.) wo das jetz gena:u hinführen wird“ (ebd., 173), ist sich aber sicher, dass das Studium von Wirtschaftstheorie das ist, was er will.¹⁵⁷ Und dieser Wunsch habe sich im Verlauf des Studiums „bestätigt“ – nicht verändert. Die ambivalente Haltung zum Studium, die „Reibung“ (ebd., 177) und „Unzufriedenheit“ (ebd., 183), habe diese Haltung allenfalls noch „radikalisiert“ (ebd., 182).

157 In der späteren Passage ‚Studienauswirkungen‘ gibt er in diesem Sinne auch an, dass er sich gut vorstellen könne, zu promovieren (vgl. WHW S, 255 ff.). Er spricht aber klar von einem Wissensdurst, der ihn an der Uni hält (ebd., 278-80): „aber mir is halt klar oke;=ich will einfach (noch) mehr (.) v- (.) wissen; (.) und (.) verstehen“. Cf validiert diese Orientierung und erneuert ihr primäres Erkenntnisinteresse des Verstehens von Kapitalismus (ebd., 358-60): „das is schon aa sehr vorhanden;==dass i=s verstehen will; (.) dass i den Kapitalismus verstehen will“. Insgesamt ei sie skeptisch gegenüber einer Lebensplanung am Reißbrett. Sie sieht vielmehr zu, dass sie ihrem Erkenntnisinteresse so intensiv und lange nachgehen kann, wie es die Gegebenheiten erlauben. Am liebsten würde sie „[Cf:] bis vierzig nix moch;=außer (1) des besser zu verstehen;=oder irgendwi:e“ (ebd., 374 ff.).

Gleichwohl dokumentiert sich in der lachenden Art, in der er die Radikalisierung anspricht, ein unterschiedlicher Charakter im Vergleich zur Radikalisierung von Cf. Während deren Radikalisierung eine politische ist, bringt Am die Radikalisierung allenfalls als rhetorische Brücke oder Angebot zu Cf auf und unterstreicht stets die Kontinuität, mit der er sein Studium verfolgt. Das zeigt sich auch in der synonymen Verwendung der beiden Begriffe „Frust“ und „Verständnis“ (ebd., 191-92), die bei ihm zusammenfallen und dann in Richtung einer ‚Radikalisierung‘ kanalisiert werden. Diese ‚Radikalisierung‘ kommt bei Am mehr einer Vertiefung von Wissen, denn einer politischen Radikalisierung gleich. Da die unterschiedlichen Orientierungen im Hinblick auf die Radikalisierungsprozesse noch nicht zu einem expliziten Ende gebracht worden sind, greift die Gruppe die Elaboration Am’s erneut auf. Darin dokumentiert sich gleichsam der Wunsch, Dinge auszusprechen, und einen reflexiven Umgang mit grundlegenden Orientierungen zu finden, und diese nicht latent im Raum stehen zu lassen. Damit zeigt sich auf performativer Ebene der gleiche Wunsch nach Reflexivität und Verständnis, wie auch inhaltlich explizit in Bezug auf das VWL-Studium geäußert wurde.

Auch Bm zeigt in der Passage „Studienauswirkungen“, dass er die Orientierung einer produktiven Differenzerfahrung teilt. Wo er früher die „Wirtschaft überhaupt dämonisiert“ (WHW S, 54) habe, sieht er das mittlerweile „eher so bissl pragmatisch“ (ebd., 58). Daraufhin elaboriert er eingehend eine Faszination für die Wirkungsweisen „des Narrativ[es]“ (ebd., 87). In einem Anklang auf die frühen Ausführungen zu den apathischen Kommiliton:innen durch Cf beschreibt er seine Beobachtung und sein Verständnis von Normalisierungsprozessen bestimmter Begriffe und Konzepte (ebd., 50-80):

- Bm: [...] **davor hasch**
Am: |
L Mhm,

Bm: **gedacht** des=is Bullshit,=danach denkscht immer
Am: |
L Mhm;

Bm: (so) Alter;=wie (gehts),=<ea> (.) **owa:** (.) aa;==du verstehsch hoit so irgendwie des Vokabular des sie verwenden,=und irgendwie warum des für de normal is;=und (.) **warum** sie=s ä- akzeptiern
Cf: |
L Ja:;;

Bm: können;
Cf: |
L Ja:;;

Bm: können; (.) wenn da wer sagt so ja;=und **das** (1) growth;=und Entwicklung;=und prosperity;==un::d (.) ja;; (.) kleiner Sch- **schlanker Staa:t**; (.) flexible Arbeitszeiten,=alles super; (.) und die Leut des dann halt nachbeten,=und ja;=mir wollen ja eh al-le nur s=beschte;=und mir vertreten ethische Werte; (.) (@(.@)(1)

Statt ‚Wirtschaft‘ pauschal abzulehnen, entwickelt er in der Beobachtung der Wirkungen einer im Studium vermittelten Sprache auf sich und seine Kommiliton:innen ein Verständnis für die Funktionsweise ‚des Narratives‘. Er versteht, wie Begriffe und Konzepte wie ‚growth‘ und ‚prosperity‘ für normal gehalten und die damit ver-

bundenen Haltungen bis hin zu Politikempfehlungen auch moralisch gut gemeint sein können. Gleichwohl erscheinen die Kommiliton:innen, die dieses ‚Vokabular‘ ‚akzeptieren‘, primär als passive Empfänger:innen und Reproduzent:innen der Begriffe und Narrative. Für sich hält Bm demgegenüber einen selbstsicheren, kritischen Standpunkt (ebd., 84): „Also (...) (isch) immer nur voll damit im Widerspruch stehen“. Trotz oder gerade wegen der Zugehörigkeit zu einer Begriffsgemeinschaft kann Bm ein Verständnis dafür entwickeln, warum standardökonomisches Denken für manche Menschen normal ist. Es dokumentiert sich auch bei ihm ein distanziertes Verhältnis zu seiner Gesellschaft, aber auch eine Faszination für gesellschaftliche Dynamiken, in die er bis zu einem gewissen Grad einzutauchen in der Lage ist.

Am Scheidepunkt derer, die die Narrative einfach fraglos übernehmen und sukzessive normalisieren und jenen, die sie nicht übernehmen steht die Praxis des ‚kritischen Hinterfragens‘, das Cf daraufhin abermals betont (ebd., 125-29):

Cf: also i glaub dass vüle M- (...) Menschen net drüber nachdenken dass sie aa anders funktionieren könnten;=weil sie=s aanfoch ned hinterfragen;

Bm: Ja;:=voll; (3)

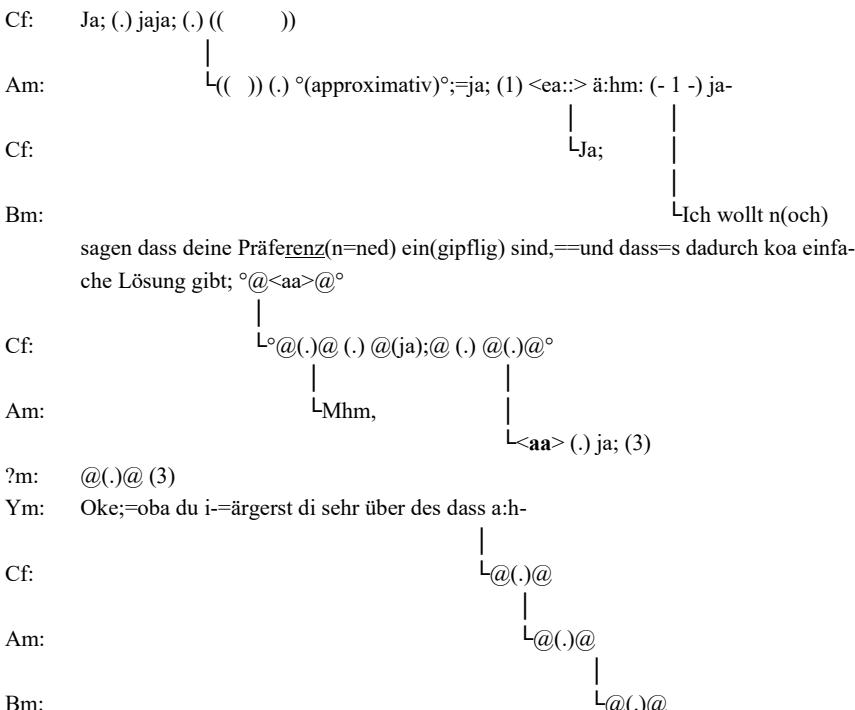
Die Fähigkeit, in das Fremde und Kritisierte einzutauchen, steht somit in den Elaborationen aller drei Interviewten immer in einem engen thematischen Verhältnis zur Fähigkeit und Praxis der kritischen Reflexion des Erfahrenen. Dies legt die Vermutung nahe, dass die Annäherung an das Fremde nur so weit erfolgen kann, als dass es auch immer wieder durch ein kritisches Hinterfragen kontextualisiert und begrenzt wird. Bei der Einlassung auf fremdes Terrain ist über die intellektuelle Fähigkeit aber auch ein soziales Resonanzgeschehen einer ‚kritischen Minderheit‘ von Hilfe, die die Praxis des Hinterfragens legitimiert und positive Diskursumräume bereitet. Gelingt dieses Hinterfragen nicht, droht das reine Funktionieren. Und dieses Funktionieren ist eingebettet in ein statisches Weltbild, das einer ihrer Professor:innen mit der einfachen Formel „The world is as it is“ und „I do not judge the world; (...) I just (...) experience (...) as it is;“ (ebd., 151-53) beschwört. Über diese Formel gerät die Gruppe ins Lachen und belustigt sich über die Naivität des Professors. Während die ironisierende Gesprächspraxis einerseits die Vertrautheit der Gruppenmitglieder zueinander anzeigt, dokumentiert sich in ihr auch die Fähigkeit zur performativen Distanzierung von den Selbstverständlichkeiten des Studiums.

Ironie

Der ironisierende Umgang mit dem Studium und dem Leben dokumentiert sich wenige Augenblicke darauf erneut auf die Frage hin, was die Gruppe ‚später mal‘ machen wolle. So antwortet Am direkt, dass er „reich werden (...) und tolle Sachen kau@fen“ (ebd., 194-95) will. Unterbrochen von lebhaftem Lachen, elaboriert die Gruppe sodann in univoker Diskursorganisation eine ironische Affirmation gesellschaftlich dominanter Zukunfts- und Lebensentwürfe. So wirft Bm die Lösung aus: „Arbeitszeit minimieren,=Kon@sum maxi@mieren,=@(.)@“ (ebd., 205-6). Am bringt mit der Subjektfigur des ‚reichen Philanthropen‘, der „linke Projekte“ rettet, einen weiteren vermeintlich anvisierten Lebensentwurf ein (ebd., 211 & 215). An diesem Beispiel, das inhaltlich sehr nahe an den politischen Orientierungen der Spre-

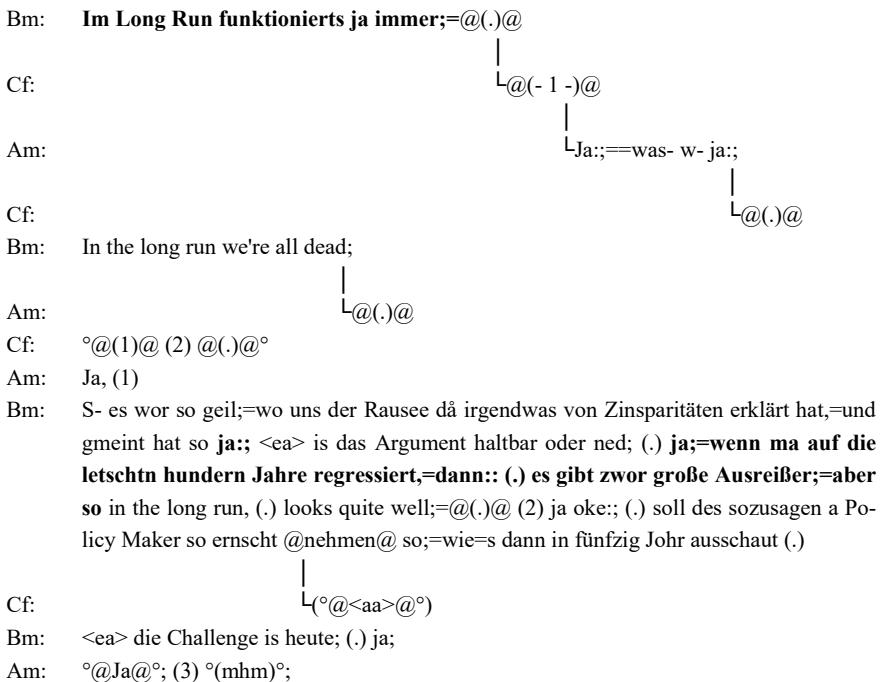
cher:innen liegt, dokumentiert sich eine prinzipielle Distanzierung und ironische Geringschätzung der Idee festgefügter und insbesondere auf Geld bezogener Lebensentwürfe. Sowohl die Idee eines festgelegten Zukunftsentwurfes (der die Kontingenz eines dynamischen Lebenslaufes einschränken würde), als auch der Fokus eines solchen Zukunftsentwurfes auf die Kategorie des Geldes, wird hier als negativer Horizont verhandelt. Jedoch, und dies ist entscheidend, nicht in direkter Opposition, sondern mithilfe von Ironie. Gerade durch die überspitzte Affirmation und Bestätigung gesellschaftlicher Leitbilder werden diese in Frage gezogen. In der Performanz des Diskurses tritt hier besonders pointiert die zentrale Orientierung eines Hinterfragens oder gar der Kritik bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse zum Vorschein. Der Diskurs verfügt nicht über die Gruppe, sondern die Gruppe verfügt über den Diskurs und weiß ihn in eigene Metarahmungen zu setzen.

Bereits in der frühen Passage ‚Prüfungen und Mathematik‘ zeigte sich diese Haltung sehr pointiert, wo sich die Gruppe von den realitätsfernen Argumenten ihrer Professor:innen abgrenzt. Deren „Totschlagargument“ (WHW PM, 605), dass ökonomische Theoreme, wenn nicht ganz realitätsgetreu seien, so doch zumindest annäherungsweise zuträfen, quittieren Am und Cf mit sarkastischem Unterton (vgl. ebd.). In Fortsetzung dieser performativen Infragestellung der professoralen Argumentation machen sie sich dann darüber lustig, dass ihre jeweiligen Präferenzen nicht dem Modell entsprechen (ebd., 608-35):



Bm muss seinen Freund Am enttäuschen, dass seine Präferenzen nicht ‚eingipflig‘ sind, womit er auf den Kurvenverlauf einer mikroökonomischen Nutzenfunktion verweist. Deswegen ergebe sich für Am keine ‚einfache Lösung‘. Bm nutzt damit die

Anwendung abstrakter ökonomischer Theorie auf das eigene Leben, um deren von ihm so wahrgenommene Absurdität zu pointieren. Er formuliert hier nicht einfach eine Opposition, sondern nutzt vielmehr sein Wissen von dem Zu-Kritisierenden, um es in einen neuen, ironischen Deutungsrahmen zu versetzen, der im Anschluss dann auch zu starken belustigten Reaktionen seitens der Gruppe und dem Interviewer führt. Über die „abstrusen Annahmen“ (ebd., 766), echauffiert sich Am im weiteren Gesprächsverlauf erneut, woraufhin Bm das Credo ihres Professors und der Theorie einwirft, dass das in der langen Frist ja immer funktioniere (ebd., 773-88):



Die Besänftigung, dass in der langen Frist alles funktioniere, kontert Bm dann selbst mit der Bezugnahme auf ein Zitat von John M. Keynes, dass wir in der langen Frist alle tot seien. Mit dem Aufgriff des Zitates schafft er nicht nur eine ironische Relativierung der professoralen Argumentation, sondern auch eine Positionierung als kritischer Intellektueller, der spielerisch Zitate aus der ökonomischen Theoriegeschichte aufgreifen, und es darin auch mit seinen Professor:innen aufnehmen kann. Diese Intervention wird von Am und Cf lachend und anerkennend quittiert, woraufhin Bm erneut ansetzt, und deutlich macht, dass politische Entscheidungsträger:innen mit Modellempfehlungen für eine lange Frist nichts anfangen könnten. Schließlich läge deren ‚challenge‘ im jetzt. In der ernsten Brechung durch den Bezug auf das politische Geschehen der Gegenwart dokumentiert sich schließlich abermals eine gesellschaftliche Kontextualisierung des Studiums und des darin Erlernten. Ökonomische Theorie muss sich nicht im wissenschaftlichen System, sondern letztlich in der realen Welt beweisen. Und hier scheinen für Bm die erlernten Theorien nicht angemessen, was ihn als kritischen Intellektuellen fordert.

Mithilfe ironischer Diskurshandlungen mit Bezug auf ökonomische Standardtheorie offenbart die Gruppe auch in performativer Hinsicht, dass sie sich dem Kritisierten in gleichem Maße (intellektuell) nähern, wie auch von ihm distanzieren können. Gerade die Kenntnis und Betonung des Kritisierten bietet die Möglichkeit, es an die Ränder seiner eigenen Logik zu bringen, an dem es dann absurd erscheint. Darin knüpft die Gruppe an die oben erwähnte Annäherung an ökonomische Theorie an, um sich dadurch gleichzeitig besser von ihr, bzw. von ‚dem System‘ distanzieren zu können – ob reflexiv (Am), oder zusätzlich auch aktivistisch (Bm, Cf).

Synopsis

Als Grundorientierung der Gruppe Wien Heiße Wiese darf eine gemeinsame Selbstbestimmung in kritischer Auseinandersetzung mit der Gegenwart gelten. Der sich damit vollziehende Subjektivierungsprozess ist ein sozial eingebetteter, insofern als dass er eine starke Identifikation mit einer kritischen und wissenden Minderheit, in Abgrenzung von einer kapitalistischen oder apathischen Mehrheit, vorsieht. Wichtig ist in dieser Gegenüberstellung der Moment der Selbstbestimmung, der starke intellektuelle Züge trägt und von einer fremdbestimmten Masse abgegrenzt wird, die sich eben gerade keine Gedanken macht.

Ein reflexives Selbstbild dokumentiert sich im Gesprächsverlauf immer wieder, etwa in der oftmals wiederholten Vokabel, die die spezifische Fähigkeit und Tätigkeit der Gruppe beschreibt: hinterfragen. Diese Fähigkeit zeichnet die Gruppe in der Selbstwahrnehmung in besonderem Maße aus und ist dabei stets gerichtet auf die größeren Lebenszusammenhänge, in denen die Befragten stehen. Dies wird bereits in der initialen Elaboration Cf's thematisch und zieht sich dann in Begriffen wie ‚System‘, ‚Kapitalismus‘, ‚Welt‘ durch das Gespräch hindurch. Das intellektuelle Verlangen der Gruppe zielt somit letztlich auf konkret erfahrbare Zusammenhänge der polit-ökonomischen Realität in Österreich und darüber hinaus ab. Alle drei Sprecher:innen möchten verstehen, in welchen größeren gesellschaftlichen Zusammenhängen sie leben. Dies dokumentiert sich auch in der Performanz des Interviews, in dessen Verlauf immer wieder explizite Sprachangebote formuliert werden und Dinge nicht latent im Raum stehen gelassen werden.

Das VWL-Studium an der Universität Wien hilft ihnen tatsächlich dabei, diesem Verständnis nachzukommen, jedoch in besonderer Form. So kommen sie im Kontext des VWL-Studiums mit den intellektuellen Grundlagen des kapitalistischen ‚Systems‘ in Berührung, allerdings in vollkommen unhinterfragter und also unkritischer Form. Die Grundlagen des Kapitalismus, wie etwa ein egoistisches Menschenbild, werden hier rein deskriptiv oder affirmativ präsentiert. Dieser Umstand verstört ihren intellektuellen Stolz, weil die unkritische Vermittlung einem echten Verständnis im Wege steht. Gleichwohl brechen sie das Studium nicht ab, sondern ringen dem Studium in kritischer Distanz gerade das Wissen ab, was sie benötigen – um es jedoch stets im Selbststudium oder in Gruppen und Vereinen ihrerseits zu reflektieren und zu kontextualisieren. Ihre eigentliche Bildungsabsicht verwirklichen sie also selbstständig. Sie wird durch die identitätsstiftende Tätigkeit des Hinterfragens ermöglicht und realisiert. Das Verhältnis zum VWL-Studium bleibt dabei durchwegs ambivalent. Wenngleich sie es als dogmatisch und ideologisch entlarven, können sie sich auch dafür begeistern. Dies wird etwa in Bm's Äußerung deutlich, dass er die Funk-

tionsweise ‚des Narratives‘ nunmehr besser verstehen könne; oder auch an Am’s Bemerkung, dass er mit dem Studium ‚sehr unzufrieden‘ sei und es gleichzeitig ‚voll passt‘. Gerade die Differenz, die primär eine intellektuelle ist, ermöglicht den drei eine Bildungserfahrung in ihrem Sinne. Auch diese Fähigkeit zur reflexiven, produktiven Differenz zeigt sich nicht nur auf kommunikativer Ebene, sondern im Gesprächsverlauf immer auch in der Performanz des Diskurses. Insbesondere in den Stilmitteln der ironischen Übertreibung und des Sarkasmus bringt die Gruppe die Rationalität der VWL-Inhalte regelmäßig an die Grenzen und legt darin auch deren so wahrgenommene Absurditäten offen.

Wie weit und radikal die Tätigkeit des Hinterfragens in die Selbstbilder der Befragten hineinreicht, wird in der späten Passage ‚Studienauswirkungen‘ deutlich, wo die Frage nach ihren Zukunftsplänen bewusst unterlaufen wird, indem ironische Utopien, wie etwa das Retten linker Projekte als reicher Philanthrop, entfaltet werden. Dabei zieht die Gruppe den Gedanken einer Lebensplanung an sich in Frage. Es dokumentiert sich eine starke Gegenwartsorientierung. Insgesamt zeigt sich eine Geringschätzung festgefügter, standardisierter und insbesondere auf Geld bezogener Lebensentwürfe. Cf gibt gar an, das Risiko auf der Straße zu landen, eingehen zu wollen, was Am später implizit bestätigt. Im Hier und Jetzt besser zu verstehen und zu hinterfragen, ist das primäre Interesse der Gruppe – und *nicht* die Reproduktion vorgegebener Lebensläufe.

Diese Opposition zu sozial dominanten Motiven und Normen in der reflexiven Differenz geht jedoch nicht in einen Rückzug, etwa in die eigene Individualität, über, sondern stiftet vielmehr eine Gruppenzugehörigkeit. In der Identifikation mit einer ‚kritischen Minderheit‘ gewinnen die drei an sozialer Resonanzfläche – in steter Abgrenzung zu einer ‚unkritischen Mehrheit‘. Zu jener Mehrheit gehören neben ihren Professor:innen auch viele ihrer Kommiliton:innen, die die Dogmen der VWL ‚apatisch‘ reproduzieren. Die Identifikation mit anderen kritisch Denkenden verläuft dabei auch über in konkrete Milieu- und institutionalisierte Zusammenhänge, wie studentische Organisationen oder kapitalismuskritische Vereine. Die explizite Identifikation mit einem linken politischen Milieu zeigt zudem auch eine Politisierung an, die alle drei im Zusammenhang mit dem Fortschreiten des Studiums an sich feststellen. Wenngleich Am angibt, dass diese Politisierung, die er auch ‚Radikalisierung‘ nennt, primär intellektueller Natur ist, so lässt sein Engagement in einer linken Studierendenorganisation darauf schließen, dass die Politisierung, ebenso wie bei Bm und Cf, mit Formen der politischen Praxis einhergeht. Der performative Ausdruck ihrer Kritik scheint dabei die logische Konsequenz und Fortsetzung ihres vertieften Hinterfragens zu sein, dass mit Verlauf des Studiums nicht nur weitere Gegenstandsbereiche einbezieht, sondern auch sie selbst mehr und mehr ergreift. Eine Identifikation mit einer ‚kritischen Minderheit‘ in Abgrenzung von der Mehrheit, wie sie sich etwa im VWL-Studium darbietet, findet somit auch Ausdrucksformen der politischen Praxis, die in subkulturelle, bzw. subversive Milieus im Wiener Stadtraum eingelassen sind.

6.1.4 Zusammenfassung des Typus

Wie auch die Fälle im Typus der Subjektivierung in der erlittenen Differenz, haben die hier versammelten Fälle mit einer grundlegenden Disparität zwischen eigenen Orientierungen und den immanenten Orientierungen des Wirtschaftsstudiums umzugehen. Jedoch wählen sie einen vollkommen anderen Umgang mit diesen Unterschieden, was als Subjektivierung in der produktiven Differenz bezeichnet werden soll.

Eigene Normen vs. fremde Normen

Im Zentrum einer Subjektivierung in der produktiven Differenz steht ein Konfliktverhältnis zwischen eigenen Normen und jenen des Wirtschaftsstudiums. Diese Normen können sich unmittelbar auf das Studium beziehen, also etwa Kriterien einer guten ökonomischen Bildung betreffen. In diesem Fall driften dann die eigenen Vorstellungen über das, was ein ökonomisches Studium leisten soll, und dem, was *de facto* angeboten wird, mitunter sehr weit auseinander. Diese Variante des Normenkonfliktes trifft insbesondere für die Mannheimer, aber auch für die Kölner Gruppe zu. Sowohl in der Kölner, insbesondere aber auch in der Wiener Gruppe weisen die Beispiele der Konfliktbereiche jedoch weit über das Studium hinaus. Das Wirtschaftsstudium wird gewissermaßen als Chiffre größerer gesellschaftlicher Zusammenhänge gesehen. Gegenüber diesen Zusammenhängen oder Verhältnissen positionieren sich die Sprecher:innen kritisch. Die Wiener Gruppe begreift ihr Studium als affirmative Vermittlungsinstanz von Grundorientierungen des Kapitalismus oder ‚des Systems‘, zu denen eine klare Abgrenzung hergestellt wird. Auch von der Kölner Gruppe wird das wirtschaftswissenschaftliche Studium als Brutstätte einer neoliberalen Ideologie skizziert, die eine ‚knallharte Wirtschaft‘ oder ‚marktaffine Glaubenssätze‘ transportiert. In dieser Gruppe wird der Normenkonflikt zudem explizit als ethischer thematisiert – hier werden die eigenen Wertvorstellungen von den impliziten Wertvorstellungen des Studienkontextes herausgefordert. Sowohl in der Kölner, wie auch der Wiener Gruppe geht das so weit, dass die Sprecher:innen eine gesamtgesellschaftliche Kontextualisierung nicht nur des Studiums, sondern auch ihrer selbst vornehmen. Eigene Privilegien oder Sozialisierungen können in kritischer Distanz analysiert und reflektiert werden. Eine Subjektivierung in der produktiven Differenz greift hier somit in Teilen auch auf das Selbstverhältnis aus.

Was den Subjektivierungstypus mit jenem der Subjektivierung in der erlittenen Differenz verbindet, ist die Wahrnehmung der Form, innerhalb derer die Normen des Studienkontextes wirken: Sie zeigen sich nur selten in expliziten, reflexiven Praktiken, sondern sind vielmehr impliziter Natur, insofern als dass sie in die gewöhnlichen Praktiken des Studienkontextes eingebettet sind. Diese implizit reproduzierten Normen kontrastieren stark mit den Normen der Akteure selbst, welche gewissermaßen das Kraftzentrum des Subjektivierungstypus bilden. Sie haben aus Sicht der Studierenden eine unverbrüchliche Qualität, die in doppelter Hinsicht abgesichert wird (s.u.), was es den Akteuren erlaubt, zumindest zeitweise auch in die direkte Auseinandersetzung mit dem Anderen (in Form des Wirtschaftsstudiums) zu gehen. Genau darin ist ein erstes *produktives* Moment des Typus angelegt.

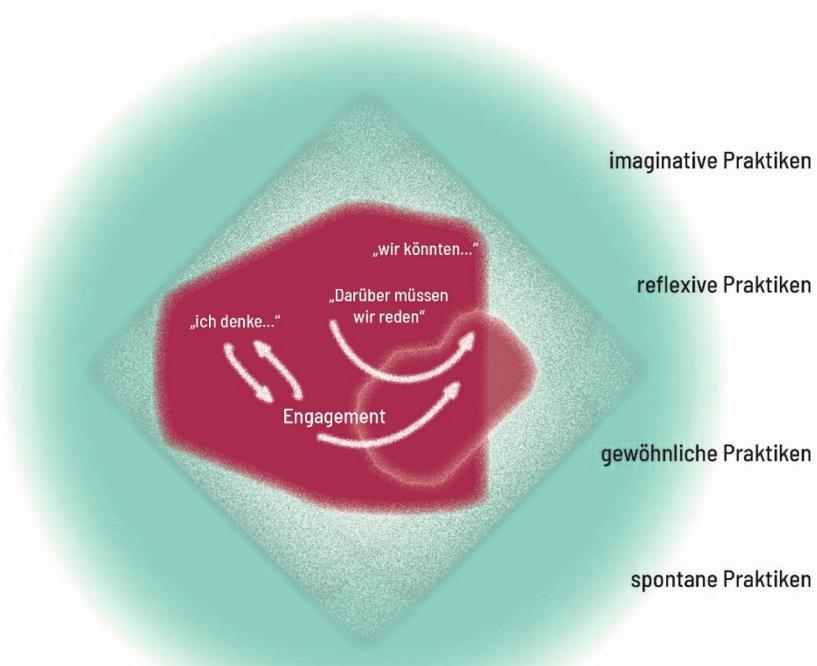
Selbst denken

Die unverbrüchliche Qualität der eigenen Normen kennt im Wesentlichen zwei Quellen der Sicherheit. Zum einen ist sie an die Besinnung auf die eigene Fähigkeit des Denkens oder Hinterfragens, also an eine reflexive Praxis gekoppelt. Insbesondere die Mannheimer und Wiener Gruppen setzen sich immer wieder als Intellektuelle ins Licht, die dazu in der Lage sind, das Studium in gesellschaftliche Entwicklungen einzuordnen. Dies deckt sich gleichsam auch mit ihrer Studienmotivation, die immer wieder im ‚Verstehen‘ oder ‚Hinterfragen‘ der Gegenwart, oder der Wirtschaft angegeben wird. Sie tun dies explizit auch in Gegenüberstellung zu den ‚dünntheoretischen‘, in jedem Falle unterkomplexen Inhalten ihres Studiums, dessen primäres Manko darin besteht, dass es nicht zum Hinterfragen und zur kritischen Überprüfung einlädt. Genau darin aber sehen sich die Studierenden in ihrer Intellektualität missachtet und entwickeln mal sarkastische, mal analytische Wege, um die Unzulänglichkeiten des WiWi-Studiums zu demaskieren. In jedem Falle stehen sie in dieser Haltung stets *über* dem Studium und können es mithilfe ihrer eigenen Verstandeskraft neu rahmen und beurteilen. Dies gilt auch für die Kölner Gruppe und hier insbesondere für Bm, wobei die überlegene Haltung hier eine explizit ethische Facette birgt. In allen Fällen geht aus der intellektuell selbstbestimmten Haltung auch ein grundsätzlicher Zweifel an Autoritäten hervor. In den Interviews dokumentiert sich das u.a. immer wieder an den dominanten, selbstbewussten Sprecher:innenpositionen des „Ich“ (Köln), bzw. des „Wir“ (Wien, Mannheim). Eine Proposition wird niemals nur wegen der hierarchischen Position seines Urhebers angenommen, sondern nur wegen seiner inhaltlichen Stimmigkeit oder Überzeugungskraft – ein Kriterium, das ein denkendes und urteilsfähiges Subjekt voraussetzt. Eine *selbstbewusste* Positionierung bildet somit eine erste wichtige Voraussetzung, einem fragilen oder gar leidhaften Subjektivierungsprozess, wie er in Abschnitt 5.1 rekonstruiert wurde, zuvorzu kommen.

Diese Positionierung erlaubt es aber gleichsam auch, den differenten oder gar opponierenden Studienkontext nicht einfach zu verlassen, sondern ihm vielmehr dasjenige abzuringen, was man ihm auf Grundlage seiner eigenen Normen oder auch Studienmotivationen immer noch abringen kann. In der Kölner Gruppe dokumentiert sich dies besonders scharf im Fall Bm's, der die direkte Auseinandersetzung mit Professor:innen ‚neoliberaler‘ Façon nicht nur antizipierte, sondern diese in der Vorlesungssituation nachgerade sucht. Die direkte Konfrontation mit dem Fremden hilft ihm dabei, sein Studienziel zu verfolgen. Dies wird im Schaubild durch den oberen Pfeil angedeutet, der aus einer reflexiven Selbstbestimmung heraus den Studienkontext selbst zu hinterfragen provoziert, bspw. in der Form einer Antwort von Professor:innen auf Fragen, die darauf abzielen, das vermeintlich Selbstverständliche explizit zu artikulieren (vgl. Abbildung 18). So auch die Wiener Gruppe, die sich im Gesprächsverlauf immer wieder schockiert und zugleich fasziniert davon zeigt, wie die offensichtlich ideologischen oder falschen Postulate ihres Studiums verbreitet werden und Wirkung entfalten. Dem eigentlich kritikwürdigen Studium durch diesen kritischen Blick dennoch ein Wissen oder eine Bildungserfahrung abzuringen, kann als Ausdruck und Ergebnis der souveränen und normengeleiteten Selbstpositionierung gesehen werden. Mit ihr gehen Subjektfiguren wie etwa der ‚kleine Rebell‘, der ‚Nein-Mensch‘, die ‚kritische Minderheit‘ etc. einher, die also immer auch eine trans-

formierende Bezogenheit auf das Kritikwürdige beinhalten. Auf die eigenen Fähigkeiten vertrauend, kann die Wiener Gruppe etwa über die Gruppierung Roter Börsencrash Wien oder die Gesellschaft für Plurale Ökonomik im Wirtschaftsstudium intervenieren, für die Mannheimer Gruppe ist eine solche Haltung konstitutiver Natur und der Kölner Bm kann sich so bereits als Erstsemester zu kritischen Nachfragen durchringen.

Abbildung 18: Grafische Repräsentation des Typus einer Subjektivierung in der produktiven Differenz



Quelle: eigene Darstellung

Normen werden enaktiert

Der zweite Garant für den Erhalt der eigenen Normen und einen produktiven Subjektivierungsprozess darf in ihrer Absicherung durch entsprechende Praktiken gesehen werden. Alle hier versammelten Fälle finden auf je unterschiedlichen Wegen Felder der konkreten Betätigung, die in Einklang mit ihren jeweiligen Normen stehen und die sie im Verlauf ihres Studiums zu gewöhnlichen Praktiken werden lassen. Dieser Nexus aus gleichermaßen reflexiven, wie gewöhnlichen Praktiken soll hier als Engagement bezeichnet werden. Ein Engagement gehört damit zur studentischen Lebensrealität der hier versammelten Fälle, wenngleich die dabei realisierten Praktiken vom Studienkontext selbst nicht gefordert werden – im Gegenteil normalisieren sie ihr Engagement in der Regel entgegen des Geforderten, bzw. des Üblichen. Im Wiener

Fall ist hier die Beteiligung in studentischen Organisationen oder außeruniversitären Vereinen linker Provenienz zu nennen, die in direkter Opposition zu den kapitalistischen Grundlagen ihres Studiums und zugleich in Übereinstimmung mit ihrer kritischen und hinterfragenden Grundhaltung stehen. Auch der Kölner Bm erwähnt politische Betätigungsfelder vor seiner Immatrikulation, an die er bald und auch mit Blick auf potenzielle Berufswege wieder anknüpfen möchte. Af bringt sich ihrerseits nach der Reflexion ihrer privilegierten Verhältnisse in einer Hausaufgabenbetreuung für sozioökonomisch benachteiligte Kinder ein. Und schließlich ist auch die schiere Existenz der Mannheimer Gruppe als Fachschaftsgruppe Ausdruck und Beispiel einer solchen Praxis. Wenn die Gruppe stärkere Diskussionsteile in den Vorlesungen anmahnt, dann realisiert sie diese Forderung unmittelbar nach der Vorlesung auf den Fluren der Universität, aber eben auch in institutionalisierten Kontexten wie der Fachschaft. Am expliziert diese Praxis gar als politisches Prinzip, wenn er davon spricht, dass es vor allen Dingen darum gehe, einen offenen, streitbaren Diskurs um die Ausrichtung der Mannheimer Volkswirtschaftslehre unter Einbezug aller relevanten Akteure zu etablieren. Auch das Engagement von Am und Dm in der lokalen Initiative für Plurale Ökonomik darf als Ausdruck eines praktischen Engagements für die eigenen Vorstellungen, hier unmittelbar bezogen auf ihr Studium, gelten. Im Mannheimer Fall zeigt sich damit, dass die eigenen Normen nicht nur *neben* dem Studium enaktiert werden, sondern vielmehr auf das Studium zurückwirken und dieses zu verändern suchen. Im Schaubild wird dies durch einen weiter im Bereich der gewöhnlichen Praktiken angesiedelten Wirkungspfeil dargestellt, der von links nach rechts wirkt und durch die spezifische Ausgestaltung oder Programmatik des Engagements auch auf der vertikalen Achse tendenziell in Richtung einer verstärkten Selbst-Reflexion des Studienkontextes hinwirkt. Tatsächlich stehen beide Wirkungspfeile in einem engen Verhältnis, mitunter gehen sie ineinander über und stärken dabei den Druck auf den Studienkontext.

Die Verbindung von die eigenen Normen reflektierenden Praktiken mit Formen gewöhnlicher Praktiken darf als ein entscheidender Unterschied zu den in Abschnitt 5.1 zusammengeführten Fällen gesehen werden. Auch diese Fälle sind von einem starken Konflikt geprägt, der jedoch insbesondere deswegen nicht aufzulösen ist, weil eine Praxis gemäß den eigenen Normen *neben* den geforderten Praktiken des Studienkontextes nicht möglich erscheint.¹⁵⁸ Wesentliche Teile ihres produktiven Charakters gewinnen die hier skizzierten Subjektivierungsprozesse in der Differenz somit durch einen performativen Umgang mit ihr, der stets mit einer normativen Selbstpositionierung in Einklang steht. Dieser zentrale Nexus wird im Schaubild in den selbststärkenden Pfeilen zwischen „ich denke...“ und „Engagement“ angezeigt.

Ein letzter Ausdruck dieser zweiten Absicherung der eigenen Normen findet sich in den diskursiven Performanzen der Gesprächssituation. Die Mannheimer und die Wiener Gruppen bestechen hier insbesondere durch das Stilmittel der Ironie, des Sarkasmus und der Übertreibung, die eine diskursive Praxis darstellen, fremde Normen in Frage zu ziehen und gleichzeitig eigene Vorstellungen zu untermauern. Durch das ‚Wie?‘ der Gesprächspraxis etablieren Sie eine spielerische Atmosphäre, die es ihnen erlaubt, sich produktiv mit dem Fremden ‚Was‘ zu beschäftigen.

158 Das gilt zumindest für die CBK-Phase auch für den Fall Wien Café Anger.

Soziale Einbindung

Eine weitere wichtige Absicherungsstrategie der eigenen Normen, die allerdings nicht mehr von allen Gruppen geteilt wird, liegt in deren Ausleben mit anderen. Die wechselseitige Stärkung als Gruppe oder Gemeinschaft, in der man gleiche Normen teilt – und sei es nur diese eine, dass eine kritische Diskussion von verschiedenen Normen wichtig ist – findet sich sowohl im Mannheimer wie auch im Wiener Fall. In Mannheim Orangensaft wird immer wieder aus der Subjektfigur des ‚Wir‘ heraus gesprochen („darüber müssen wir reden“), die anzeigt, dass die Gruppe sich etwa als Fachschaft versteht, und stellenweise auch gemeinsame Orientierungen oder Ziele teilt. Aber auch die Praktiken des Lernalltages, etwa in den Bibliotheken, unterstreichen, dass die Verfolgung eigener Normen hier immer sozial geteilt und gestützt wird. Am deutlichsten tritt das in den Momenten hervor, wenn Bm in eine Resignation versetzt und sich gewissermaßen abkapselt. Dann versucht die Gruppe, ihm fürsorglich Hoffnung zu spenden, dass es ‚nie zu spät‘ ist, seine eigenen Vorstellungen umzusetzen. An nicht wenigen Stellen reagiert er darauf widerständig; es fällt ihm schwer, sich vollends der Gruppe anzuvertrauen, was auch in seinem verfrühten Ausscheiden aus dem Interview zum Ausdruck kommt. Sowohl in der Form reflexiver, wie auch gewöhnlicher Praktiken bekräftigen die Gruppenmitglieder somit die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gemeinschaft, die dabei hilft, die eigenen Normen zu leben und zu teilen.

In der Wiener Gruppe ist die Identifikation mit einer Gruppe und also ein sozial eingebetteter Subjektivierungsprozess am stärksten zu erkennen. In der Metapher der ‚kritischen Minderheit‘ dokumentiert sich dies in aller Deutlichkeit. Einer apathisch kapitalistischen, namen- und konturlosen Mehrheit steht hier eine organisierte und hinterfragende Minderheit gegenüber, die es durch die soziale Organisation vermag, Subkulturen und eine Aufklärung über gesellschaftliche Verhältnisse zu etablieren. Als aufgeklärte, kritische Subjekte verstehen sich die Gruppenmitglieder niemals im Singular, sondern stets eingelassen in politische Milieus, die diese Subjektivierung ermöglichen und schützen. Die Gruppe selbst ist dafür Ausdruck, aber eben auch die Initiativen und Gruppierungen, in denen sie ihre Grundmotivation auszuleben vermögen.

Die Kölner Gruppe sticht hier als Ausnahme hervor: Beide Sprecher:innen verstehen sich mehr als Einzelgänger:innen, denen es schwerfällt, dauerhafte Beziehungen zu pflegen. Einem ideologisierten Einheitsbrei stehen sie als vereinzelte Individuen gegenüber; Bm als rebellischer Einzelkämpfer und Af als jemand, die die Lebensphase ‚Studium‘ eigenen Vorstellungen gemäß ausleben möchte. Ein ‚wir‘ als Sprecherposition taucht im Gespräch nicht auf.¹⁵⁹

Entscheidend ist bei allen Gruppen, dass es ihnen der zuvor beleuchtete Nexus des Auslebens eigener Überzeugungen erlaubt, ihre Normen nicht alleine in der eigenen Peer-Group zu enaktieren und sich vom kritisierten Studienkontext gewissermaßen abzukapseln. Vielmehr nehmen alle Fälle am gewöhnlichen Alltag des Wirtschaftsstudiums teil. Im Schaubild wird dies durch den Überlappungsbereich der

159 Dies mag auch mit der Gruppenstruktur zusammenhängen, die – im Gegensatz zu den anderen beiden Gruppen – keine gemeinsame Vergangenheit kennt, und daher erst im Laufe des Gespräches ein ‚wir‘ ausbildet.

beiden Felder angezeigt, der primär im Bereich gewöhnlicher Praktiken liegt. Die dadurch gewonnene Innenperspektive ist für eine Subjektivierung in der produktiven Differenz entscheidend, weil das Fremde als Kontrastfolie gewonnen oder erneuert oder vertieft werden kann – ohne dabei aber den eigenen Standpunkt aufzugeben zu müssen (dunkelrote Bereiche des linken Feldes).

Zeitlichkeit

Schließlich sei noch auf die Zeitlichkeit von Subjektivierungsprozessen in der produktiven Differenz hingewiesen. Alle hier versammelten Fälle zeichnen sich durch eine dezidierte Gegenwartsorientierung aus. Am deutlichsten tritt dies in der Gruppe Wien Heiße Wiese zutage, wo gegen Ende des Gespräches der grundsätzlichen Planbarkeit von Biographien und insbesondere auch von Erwerbsverläufen eine Absage erteilt wird. Statt seine Biographie nach gesellschaftlich dominanten Lebensläufen auszurichten, die in ihrem präskriptiven Charakter immer auch nächste Schritte oder ein ideales Zielbild für die Zukunft beinhalten, möchten die Gruppenmitglieder sich voll und ganz der Tätigkeit des Hinterfragens hingeben. Schließlich seien wir in der Zukunft alle tot, wie Bm mit Bezug auf John M. Keynes einwirft. Die Gegenwartsorientierung ist dabei in engem Zusammenhang mit dem Erkenntnisinteresse realer polit-ökonomischer Zusammenhänge und deren Veränderung zu sehen: ‚Die Challenge ist heute‘, pointiert er.

Im Mannheimer Fall wird die Gegenwartsorientierung eher implizit in Gegenüberstellung zur hoffnungsvollen Zukunftsorientierung Bm's kenntlich. Während letzterer immer wieder den Arbeitsmarkt oder das erweiterte Erkenntnisvermögen als Bereiche erwähnt, wo er sich von der ökonomischen Denkweise Vorteile erhofft, rankt sich der Diskurs der Rest der Gruppe schwerpunktmäßig um die Herausforderungen des Studiums in der Gegenwart – und wie sie durch Interventionen verändert werden könnten. Auch hier finden sich insofern Zukunftsbezüge („wir könnten...“), die jedoch immer am Horizont der Gegenwart und deren Friktionen diskutiert werden. Die Frage des zukünftigen Arbeitsmarktes wird auch in der Kölner Gruppe thematisch, hier jedoch primär mit Bezug auf die Orientierung hin verhandelt, die beiden Gruppenmitgliedern keinesfalls gegen ihr moralisches Wertegerüst tätig sein wollen. Auch hier überwiegt die Orientierung auf die Gegenwart: bei Af als das Ausleben und das selbstbestimmte Gestalten der durch die Studienphase gewonnenen Freiheiten und Möglichkeiten; bei Bm durch die antagonistische Auseinandersetzung mit den neoliberalen Glaubenssätzen seines Studiengangs.

Zusammengenommen eröffnen Subjektivierungsprozesse in der produktiven Differenz trotz der mannigfachen Reibungsflächen mit dem Studienkontext genuine Bildungsprozesse, indem Studierende in einer intellektuellen und performativen Selbstwirksamkeiterfahrung eine eigene Rahmung des Studiums vornehmen. Gestützt auf eine feste Normenbasis, die sie durch reflektierende und gewöhnliche Praktiken unterlegen, können die hier zusammengeführten Fälle dem Studium dasjenige abringen, was sie für eigene Zwecke benötigen – und den Rest ignorieren oder mit Ironie begegnen. Vor dem Hintergrund dieser starken *agency* wären die selbstbewussten Bildungsprozesse präzise als Selbstgestaltungen, denn als Subjektivierungen zu beschreiben (vgl. Unterabschnitt 2.2.5), was jedoch aus Gründen der Leser:innenfreundlichkeit nicht weiter verfolgt wird. Dabei legen alle Gruppen genuin

politische Orientierungen an den Tag, insofern als dass sie die Studienphase im Allgemeinen, oder das VWL-Studium im Besonderen, in einem größeren gesellschaftlichen Kontext reflektieren und aus diesem Verständnis heraus eine Verantwortungsübernahme realisieren oder anstreben. In allen Fällen mündet diese größere Kontextualisierung in sozialen Praktiken, die auf eine Veränderung von institutionellen Kontexten (sei es das Studium selbst oder darüber hinausgehende Zusammenhänge) abzielen. Eine Subjektivierung in der produktiven Differenz beinhaltet somit nicht nur individuelle Bildungs-, sondern auch soziale Transformationsprozesse, i.S.v. Institutionsgestaltungen (vgl. ebd.).

Diese Ansätze einer *reconstitutive upward causation* werden im Schaubild durch die Richtung der Pfeile von links nach rechts angezeigt. Zieht man die spezifischen Inhalte oder Taktiken dieser Institutionsgestaltungen heran, so ist zudem ein Veränderungsdruck in Richtung reflexiver Praktiken auszumachen. Alle Gruppen fordern ein erhöhtes Selbstbewusstsein des sozialen Kosmos ‚Wirtschaftsstudium‘, sowohl mit Blick auf die darin vermittelten Inhalte, als auch in Bezug auf die Formen der Vermittlung und des Zusammenlebens im universitären Alltag (gewöhnliche Praktiken). Deswegen wirken die Pfeile nicht nur nach rechts, sondern – beginnend mit reflexiven Praktiken („hinterfragen“), dann eintauchend in die gewöhnlichen Praktiken des Studiums – auch latent nach oben. Ermöglicht wird die Entfaltung dieses Veränderungsdrucks durch die Herstellung eines in hohem Maße selbstbestimmten Feldes sozialer Praktiken (linkes Feld), das in seiner Intensität, Potentialität, wie auch in seiner Größe über dasjenige des Studienkontextes (in der Wahrnehmung der Akteure) hinausgeht. Entscheidend ist dabei der engagierte Nexus auf der Seite des individuellen Poles um eine starke Normenbasis, die in einem Wechselspiel von reflexiven und gewöhnlichen Praktiken (re-)produziert wird. Das Ausleben der eigenen Normen findet aber – bis auf den Kölner Fall – auch starke soziale Resonanzräume, sowohl in der Form reflexiver, wie auch gewöhnlicher Praktiken. Im Gesamtbild ist das Studium zwar wichtig, für den Subjektivierungstypus aber nicht der entscheidende Taktgeber. Entscheidend für eine Subjektivierung in der produktiven Differenz ist die dunkelrote Fläche, die es den Akteuren erlaubt, im Kontext produktiv zu wirken, ohne in ihm aufzugehen.

6.2 THEORIE DER SUBJEKTIVIERUNG: UNGERS' SOZIALE INNOVATOR:INNEN

Oberflächlich betrachtet fallen für eine theoretische Deutung von Subjektivierungen in der produktiven Differenz eine große Zahl von Wettbewerbstheorien ins Auge: Die qualitative Differenz von Gütern in unterschiedlichem Besitz eröffnet eine für beide Parteien gewinnbringende, d.i. ‚produktive‘, Tauschbeziehung. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass sich dieser idealisierte Marktausch in jeder Beziehung von dem hier in Frage stehenden Subjektivierungsgeschehen unterscheidet. So wird die Differenzbeziehung zwischen den Subjekten und ihren Studienkontexten keineswegs durch einen einheitlichen Maßstab vermittelt, sondern besteht in einem fundamentalen Konflikt, der durch ein gleichermaßen reflexives wie tätiges Subjekt vermittelt werden muss. Diese produktive Tätigkeit bringt nicht nur Veränderungen

in der Qualität und Gestalt des Kontextes mit sich, sondern wirkt eben auch durch die Subjekte hindurch und in sie hinein. Statt eines friedlichen Tauschgeschehens, in der allenfalls die Besitzverhältnisse einer Veränderung unterliegen, stehen in diesem konflikthaften Gestaltungsprozess alle daran beteiligten Aspekte auf dem Spiel. Es ist ein produktives und kein rein distributives Geschehen, das sowohl die Individuen, als auch die sozialen Institutionen, umfasst. Die Fähigkeit zur Hervorbringung eben dieser transformativen Prozessqualität kann in der Figur der sozialen Innovator:innen¹⁶⁰ des Philosophen und Politischen Ökonomen Roberto Mangabeira Unger gefunden werden. Diese Figur soll nun entlang von fünf ihrer zentralen Facetten eingeführt und als theoretischer Deutungsversuch für den empirischen Typus einer Subjektivierung in der produktiven Differenz fruchtbar gemacht werden. Wie auch schon bei Hayek und Marx, wird das Theorieangebot aus den dort genannten Gründen in starker Auseinandersetzung mit Primärtexten elaboriert.¹⁶¹

6.2.1 Das kämpferische Selbst: „Struggling with the world“

Um in das umfassende Werk Ungers und die Rolle sozialer Innovator:innen darin einzusteigen, soll dieser einführende Absatz aus seinem Hauptwerk *Politics* helfen:

„In every social circumstance much of what takes place can be explained as the product of the institutional and imaginative context (order, structure, or framework) within which routine activities and conflicts occur. Wherever we look in history, we can identify a small number of basic arrangements and preconceptions that mesh together to exercise an overwhelming influence over social life. Often, we seem to be mere puppets of these frameworks or of the forces that generate and sustain them.

But our social experience also shows another face. We sometimes put these frameworks aside. We think and act, incongruously and surprisingly, as if they were not for real, as if we had merely pretended to obey them while awaiting an opportunity to defy them.“ (Unger 1987a, 4)

Dieses zuletzt genannte ‚We‘ und die damit assoziierten Tätigkeiten können als Ausdruck dessen gelten, was Unger sozialen Innovator:innen zuschreibt. Sie unterhalten eine Existenzform, die Unger als ‚struggling with the world‘ bezeichnet (vgl. Unger 2014, Kap. 4). Sie beschreibt eine spezifische Beziehung von Akteuren zu ihren sozialen Kontexten, und zwar in der Gestalt eines grundlegenden Spannungsverhältnisses zwischen beiden. Dieses Spannungsverhältnis wird durch die Tatsache bedingt, dass Menschen sich immer in Kontexte gestellt sehen, ob sie es wollen oder

160 Unger gibt keine Eindeutige Subjektfigur vor. Ihm scheint die konzeptuelle Schärfung wichtiger, denn die Prägung eines bestimmten Begriffes. So spricht er neben sozialen Innovator:innen auch von „transformative agents“ (Unger 1987a, 407), „radicals“ (Unger 1987a, 406), „transformers“ (Unger 1987a, 406), „social entrepreneur, the civic activist – the missing and self-created agent“ (Unger 2015, 234–35) oder aber dem „context-revising agent“ (Unger 1987a, 363–64).

161 Im Unterschied zu Hayek und Marx stellt sich bei Unger zudem die Besonderheit, dass die sekundären Diskurse in nur sehr begrenztem Umfang vorliegen (wichtige Ausnahmen bilden Delaney 1977; Thigpen und Downing 1982; Boyle 1985; Rorty 1991; Moyn 2002; Levitas 2008; v.a. aber auch die in Lovin und Perry 1990 versammelten Beiträge).

nicht. Soziale Innovator:innen zeichnen sich vor diesem Hintergrund dadurch aus, dass sie sich mit diesen vorgefundenen sozialen Institutionen, Konventionen und Strukturen nicht abfinden: „We can affirm life only by throwing ourselves into particular social and conceptual contexts. However, we cease to live, or diminish life, if we fail to fight against the limits of such contexts. We are condemned to be both insiders and outsiders if we wish to affirm the good of existence“ (Unger 2014, 418–19; vgl. auch 2007b, 210). Unger entwirft hier eine kämpferische Daseinsform, die zwar einerseits die soziale Bedingtheit anerkennt, andererseits aber auch deren Veränderbarkeit eröffnet und regelrecht forciert. Damit ist die soziale Innovatorin zwar sozial gebunden – sie steht *innerhalb* der institutionellen Gefüge ihrer Gesellschaft – wirkt aber zugleich auf deren Veränderung hin.

Diese Daseinsform lebt somit von der grundlegenden und niemals abgeschlossenen Differenz zwischen dem Menschen und seiner sozialen Umwelt. Und sie lebt von der Differenz von sozialen Realitäten zu sozialen Potentialitäten, von der prinzipiellen Arbitrarität und Veränderbarkeit institutioneller Gefüge (vgl. Unger 2007b, 33). Wie wir im weiteren Fortgang sehen werden, können diese beiden grundlegenden Differenzen vom Subjekt vergessen werden. Es kann sich als Opfer oder Ausdruck seiner sozialen Kontexte begreifen. Im Vergessen ihrer Veränderbarkeit werden sie gleichsam zu ‚falschen Notwendigkeiten‘ (vgl. Unger 1987a). Der spezifische Umgang, den Unger der hier interessierenden Figur sozialer Innovator:innen beimisst, ist jedoch einer, der im Bewusstsein um diese Differenzen erfolgt. Sozialität ist für sie:ihn keine Notwendigkeit, sondern Gestaltungsfeld. Ausgehend von „particular interests and ideals“ (Unger 2007b, 210) oder aber von „existential projects and social visions“ (Unger 1987a, 352),¹⁶² wird eine rebellische Beziehung zu den etablierten Praktiken und Institutionen aufgenommen und eine „dialectic between circumstance and transcendence“ (Unger 2014, 167) in Gang gesetzt. Diesen Prozess belegt er in seinem Hauptwerk mit dem Begriff ‚disentrenchment‘. Die Fähigkeit ihn in Gang zu bringen, nennt Unger ‚negative capability‘:

„Disentrenchment of formative contexts provides societies with a range of material and intangible advantages, all the way from the encouragement of the development of productive capabilities to the exercise of a more conscious mastery over social circumstance. In fact, all the varieties of individual and collective empowerment seem to be connected in one way or another with the mastery the concept of disentrenchment or denaturalization describes. I call these varieties of empowerment ‚negative capability‘ when considering them in relation to the context change that makes them possible. Thus, we may use the poet’s turn of phrase to label the

162 In Unger’s Frühwerk waren das noch *passions*: „The passions lead people to act in ways that they themselves in more reflective moments would reject as unrealistic or too risky. They prompt people to violate their own standards of self-interest and disturb the criteria that define what these interests are. They involve us in relationships that go far beyond what our everyday assumptions about the world take to be possible. For all their capacity to surprise, however, the passions can rarely be defended as devices of a utopian project—the outward signs and instruments of a deliberate effort to change the established world. They are more like a recurrent darkening of sight than an alternative vision“ (Unger 1984, 101).

empowerment that arises from the denial of whatever in our contexts delivers us over to a fixed scheme of division and hierarchy and to an enforced choice between routine and rebellion. It should already be clear from the definition of disentrenchment that the route to negative capability is not a leap into anarchy, permanent flux, or mere indefiniteness. The institutional and imaginative frameworks that strengthen our negative capability are no less particular and no less capable of being described than frameworks relatively lower on the scale of disentrenchment.“ (Unger 1987a, 279–80)

Damit ist zugleich gesagt, dass ‚struggling with the world‘ nicht in der Abwendung oder gar der Flucht von kritisierten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abläuft (vgl. Unger 2007b, 218–19; sowie 2014, 179). Soziale Innovator:innen begehen keine Weltflucht, sie gründen auch keine Parallelgesellschaften, sondern begeben sich mitten in das institutionelle Gefüge, um es von dort aus zu verändern: „we can be in the world without being of it“ (Unger 2007b, 235–36). Sie realisieren etwas, was für Unger an der Wurzel sozialer Gefüge steht: der soziale Konflikt. Tatsächlich seien etablierte und stabile soziale Gefüge nichts anderes als das, was entsteht, wenn soziale Konflikte begraben werden: „In society and culture everything that seems fixed is simply frozen politics or interrupted struggle. The inventions, the conflicts, and the compromises, in thought and in practice, are all there is; there is nothing else“ (Unger 2007b, 33; vgl. auch 1987b, 151). In der Wiederaufnahme der sozialen Auseinandersetzung knüpfen soziale Innovator:innen damit gewissermaßen an denjenigen Prozess an, der ursprünglich zum Entstehen des Kontextes geführt hatte. Und es ist insofern eine Art der Selbst-Ermächtigung und Emanzipation, als dass sie sich den bestehenden Kontexten nicht kampflos fügen, sondern sie herausfordern, auf ihre transformativen Potentiale hin abklopfen, und in eine gewollte Richtung bringen (vgl. Unger 2007b, 62). In diesem Sinne muss das kämpferische Selbst die Tugend des Mutes kultivieren – des Mutes, das Geltende herauszufordern und in Frage zu stellen (vgl. Unger 2014, 375–76).

Dieses Infragestellen mithilfe der ‚negative capability‘ ist für Unger keine rein geistige Angelegenheit. Die kritische und transzendierende Auseinandersetzung mit dem geltenden institutionellen Gefüge ist immer auch praktisch: „His [the person who becomes both insider and outsider; Anm. L.B.] actions and associations foreshadow, within the present institutional and conceptual context of his activity, not just a different order but also a different kind of order. They are a practical prophecy“ (Unger 2014, 426). Auch im Bereich menschlicher Praktiken wird dabei keine Parallelpraxis *neben* den geltenden Gewohnheiten aufgebaut, sondern vielmehr innerhalb der Gewohnheiten eine Veränderung angestrebt:

„disentrenchment implies a shortening of the distance to traverse before our context-preserving activities can become context-transforming activities. It is the relative facility with which we can interrupt the oscillation between the narcoleptic routines and the revolutionary interludes of history and achieve conscious mastery in the midst of civic peace.“ (Unger 1987a, 278–79; vgl. auch 2007b, 129–30, 217; 2014, 427–28)

Im Unterabschnitt 6.2.3 werden wir diese Fähigkeit der performativen Transformation innerhalb bestehender Strukturen mit dem Begriff des *Experimentierens* belegen. Wie aus dem Zitat bereits hervorgeht, ist die praktische Überwindung vom Beste-

henden nicht nur in einer Überwindung von alten Gewohnheiten, sondern vielmehr auch in der Etablierung neuer Gewohnheiten zu gewinnen. Gewöhnliches Handeln ist insofern keinesfalls nur Ausdruck einer althergebrachten Regelbefolgung, sondern kann auch der *modus operandi* einer kämpferischen Auseinandersetzung mit eben jenen Regeln sein (vgl. Unger 1987a, 299–300). Im letzten Falle ist es aber einem gesteigerten Bewusstsein und dem eigenen Willen unterworfen.

Wenn wir diese einleitenden Bemerkungen zur Figur sozialer Innovator:innen bereits auf den Typus einer Subjektivierung in der erlittenen Differenz beziehen, dann stechen zunächst auf rein sprachlicher Ebene die Subjektfiguren des ‚kleinen Rebells‘ oder ‚Nein-Menschen‘ (Köln Kekse), bzw. der ‚kritischen Minderheit‘ und den kritischen Intellektuellen (Wien Heiße Wiese) hervor. Der Typus zeichnet sich durch eine kritische Bezogenheit der Subjekte auf ihre Bildungskontexte aus – eine Bezogenheit, die dabei nie in Abwendung umschlägt. Die ihn konstituierenden Fälle begeben sich in eine kritische Auseinandersetzung mit dem VWL-Studium. Zumaldest beim Kölner Bm, aber auch bei der Wiener Gruppe, trägt diese Auseinandersetzung gar kämpferische Züge, die auch explizit als Studienmotivation genannt werden. Aber auch die besonnenere Mannheimer Gruppe wird durch das gemeinsame Engagement für eine Veränderung eines Studiums zusammengehalten, das sie in Form und Inhalt kritisieren. Soziale Innovation, die sich zumindest auf den Studienkontext selbst, im Wiener und im Kölner Fall aber auf das darüberhinausgehende gesellschaftliche Gefüge bezieht, verläuft hier über ein Verständnis und eine schrittweise Herausforderung des Bestehenden.

Sehen wir uns in einem nächsten Schritt an, was Unger in seiner Theorie an den Kern solcher Transformationsbestrebungen setzt.

6.2.2 Das unendliche Selbst: Imagination¹⁶³

Die soziale Transformationstheorie Ungers ist in ihrem Kern keine Theorie über soziale Kontexte, sondern über die Fähigkeiten des Menschen, und darunter insbesondere jenen, die ihm erlauben, sich zu diesen Kontexten in Beziehung zu setzen: „This shared core is a conception of the self and of its relation to its circumstances“ (Unger 2014, 136–37). Gerade dieser Umstand macht das hier einzuführende Theorieangebot für eine subjektivierungsanalytische Arbeit so interessant. Am Kern sozia-

163 Ungers’ Imaginationsbegriff ist von jenem Schütz’ zu unterscheiden. Zwar rahmt er die menschliche Fähigkeit zur Imagination einerseits als ‚rekursive Unendlichkeit‘ (vgl. Unger 2014, 335), was ihn in die Nähe Schütz’ bringt. Auf der anderen Seite betont Unger: „Insight into what can happen next is internally related to insight into the existent; the latter deepens in proportion to the advance of the former“ (Unger 2014, 83). Durch die ‚interne‘ Bezogenheit der Imagination auf das Existierende ist sie aber deutlich anders gelagert als bei Schütz. Ungers Imagination ist, so gesehen, ein Hybrid aus dem, was ich als reflexive und imaginative Praktiken eingeführt habe. Obwohl ich im Schritt der Rekonstruktion dezidiert auf eine Verhandlung imaginativer Praktiken verzichtet habe, soll Ungers Imaginations-Begriff vor dem Hintergrund dieses hybriden Charakters aufgenommen werden – schließlich nehmen reflexive Praktiken im Typus eine ganz entscheidende Rolle ein. Eine integrierte Rekonstruktion aller vier Praxisformen mit Bezug auf dieses oder andere Phänomene bleibt ein wichtiges Desiderat der vorliegenden Arbeit.

ler Innovationen sitzt für Unger nicht eine vergegenständlichte Innovation, sondern die Figur sozialer Innovator:innen, ohne die eine Veränderung sozialer Strukturen nicht zu haben ist. Wie wir im vorangegangenen Unterabschnitt gesehen haben, spielt eine ‚negative capability‘ für einen ‚struggle with the world‘ dabei eine zentrale Rolle. In diesem Unterabschnitt wollen wir uns nun einer zweiten Fähigkeit nähern, die zugleich als anthropologische Grundpositionierung Ungers‘ gelten darf.

Soziale Innovator:innen haben wir bereits als Figuren kennengelernt, die sowohl innerhalb, als auch außerhalb der geltenden sozialen Ordnungen stehen und operieren. In dem Zusammenhang stellt sich die Frage, wo sie eigentlich sind, wenn sie sich außerhalb aufhalten. Dazu Unger:

„[W]e are an infinite caught within the finite. The finite, in this instance, is the open series of social worlds – the formative institutional and imaginative contexts – that we construct and inhabit. The infinite is the personality. It is also an inchoate, open-ended fund of the forms of practical collaboration or passionate attachment that may bind people together.“ (Unger 1987a, 12; vgl. auch 2014, 137)

Ins Zentrum seiner Anthropologie setzt Unger „generic conceptual and practical capacities“ (Unger 2007b, 206), also kreative Fähigkeiten zur Schaffung neuer Gedanken und Praktiken. An anderer Stelle spricht er von der Fähigkeit zu ‚rekursiver Unendlichkeit‘ (vgl. Unger 2014, 335). Zusammengenommen mit der bereits eingeführten ‚negative capability‘ gehen diese menschlichen Fähigkeiten in der Tätigkeit der Imagination auf:

„The element of disturbance appears, as well, in another, bolder and often more generous guise, the visionary impulse, the capacity to imagine – and to try out – forms of practical or passionate connection and of subjective experience that transcend the divisions and hierarchies of social life. It is the ability, which the individual never quite loses, to do the things that fail to fit.“ (Unger 1987a, 320)

Mithilfe der Imagination können sich Menschen nicht nur von bestehenden institutionellen Ordnungen abgrenzen, sondern auch neue hervorbringen. Das Bestehende und Begrenzte kann durch sie unendlich erweitert, aufgebrochen, moduliert werden. Die Imagination ist ein Vermögen des menschlichen Geistes oder Verstandes: „The point is not just that the mind synthesizes. It is also that the mind subverts. It synthesizes and subverts at the same time. It achieves new connections by undermining old ones“ (Unger 2007b, 132). Der Verstand ist daher eine „limited structure with indefinite capabilities“ (Unger 2007b, 128).¹⁶⁴ Folglich gehen soziale Innovationen für

164 Ich verzichte an dieser Stelle auf eine weitergehende Auseinandersetzung mit der letztlich verstandesphilosophischen Begründung der menschlichen Imaginationskraft durch Unger (vgl. Unger 2007b, Kap. 7; 1984, 282 ff.), weil das hier Zusammengetragene zur Illustration dessen, was für ein vertieftes Verständnis einer Subjektivierung in der produktiven Differenz nötig ist, hinreicht. Im Fokus steht hier ein sozialer Typus und kein menschliches Vermögen. Lohnenswert wäre für eine weitere Kontrastierung der Subjektivierungstypen auf verstandesphilosophischer, bzw. neuropsychologischer Ebene etwa die Gegen-

Unger letztlich auf das menschliche Bewusstsein und dessen tätige Imagination zurück (vgl. Unger 2007b, 13, 135–36). Und soziale Innovator:innen sind im Kern jene, die sich dieser Fähigkeiten ermächtigen, um bestehende institutionelle Rahmenbedingungen zu verändern.¹⁶⁵ Sie sind Akteure, die wissen oder spüren, dass sie mehr in sich haben, als was ihnen im Leben bislang begegnet ist: „History casts its shadow over biography, but what history has not given us we may nevertheless act to give ourselves“ (Unger 2014, 413). In diesem spezifischen Sinne sind sie *unendliche Selbste*: „The self has unlimited depth“ (Unger 2014, 178). Dass dies tatsächlich auch eine anthropologische Positionierung ist, geht aus folgendem Zitat hervor: „we are also the permanent possibility of revising them [structures of society; Anm. L.B.]“ (Unger 1987a, 351; Hervorhebung L.B.). Folgt man Unger, können Menschen somit eigene, neue Ideen und damit verbundene Existenzformen hervorbringen (vgl. Unger 2007b, 209). Sie können immer in eine produktive Differenz zu den bestehenden sozialen Strukturen treten. Und genau darin zeigt sich die Freiheit, zu der Menschen fähig sind:

„[T]he enhancement of agency – of the ability of ordinary men and women to reshape their world. Only one word can do justice to this ideal: freedom. Those innovations must have priority that contribute most to freedom – not the theoretical freedom of the philosophers but rather freedom in practice, expressed in the ability to turn the tables on one's social and cultural setting.“ (Unger 2015, 240)

Freiheit ist diesem Verständnis nach kein abstraktes Ideal, sondern die enaktierte Potentialität des Menschen. Und die spezifische Figur, die sich dieses Potentiales auch tatsächlich ermächtigt, ist der:die soziale Innovator:in. Entscheidend ist bei Unger die Bezogenheit der Imagination auf die (soziale) Realität. Sie kommt keiner Weltflucht gleich, sondern denkt das bestehende vom Möglichen aus: „Insight into what can happen next is internally related to insight into the existent; the latter deepens in proportion to the advance of the former“ (Unger 2014, 83). Darin zeigt sich gewissermaßen die mentale Rückseite dessen, was wir schon mit Bezug auf die Existenzweise eines ‚struggle with the world‘ kennengelernt hatten. Soziale Innovator:innen operieren nicht außerhalb, sondern innerhalb bestehender Strukturen – kraft ihres Verstandes jedoch über diese hinaus. Ihre Freiheit entfalten sie in Bezugnahme auf das Bestehende, nicht abseits davon. Daher ist ihre Gestaltungskraft präzise als „partly deliberate agency“ (Unger 1987a, 298; Hervorhebung L.B.) zusammenzufassen.

Zur Verdeutlichung dieses unendlichen oder imaginativen Selbstes sei noch eine kontrastierende Figur eingeführt, die Unger in seiner Schrift ‚The Religion of the

überstellung mit Hayeks frühen psycho-physiologischen Überlegungen (vgl. Hayek 1952).

165 Folgen Wissenschaftler:innen dieser imaginativen Fähigkeit, werden auch sie zu sozialen Innovator:innen in dem genannten Sinne. Tatsächlich ist diese Fähigkeit die Triebkraft einschneidender wissenschaftlicher Innovationen: „If we could make only those discoveries about nature that our assumptions and methods authorize, no revolution in our scientific ideas would ever have taken place“ (Unger 2014, 138).

Future‘ verhandelt. Sie kann auf der Skala der mehr oder weniger starren Verhältnisse zwischen Akteuren und ihren institutionellen Umfeldern gewissermaßen als das andere Extrem zum unendlichen Selbst gesehen werden. Dort verhält sie sich wie folgt:

„The way in which the individual engages the circumstance is shaped according to a series of compromises and restraints that clip the wings of fantasy, including his fantasies of escape and empowerment. He resigns himself to the shell of routine and repetition. At that moment, mutilation turns into mummification.

[...] At the limit, this hardened self, just as does a social role, provides a script, instructing the individual how to think, feel, and act. It destroys the spontaneity and surprise that figure among the marks of life. It substitutes for the indefinite self, with its restless longings and non-conformity to circumstance [...]

In this way, the two sides of the mummy – our adaptation to society and our surrender to character – come to coexist and even to converge. Their convergence diminishes us. It denies us the power fully to enter into the possession of life in the present and condemns us to a drowsy simulacrum of existence. It prepares us for death only by killing us in steps. As a result, we cease as well to increase our share in the marks of divinity. By giving our divinity away to the mummy, we also abandon to the mummy our humanity.“ (Unger 2014, 406, 407–8)

In der unbedachten Unterwerfung von Akteuren unter soziale Konventionen machen sie sich selbst zu Mumien. Sie hüllen sich in das institutionelle Gefüge ein und ‚erhärten‘ darin so weit, dass ihre prinzipielle Fähigkeit zur Imagination und zur spontanen Veränderung vollständig erloschen scheint. Wie Unger hier andeutet und wir in Unterabschnitt 6.2.5 weiterverfolgen werden, hat dieser Mumifizierungs-Prozess dramatische Auswirkungen auf die Selbstverhältnisse der entsprechenden Akteure. Statt uns als Gestalter:innen unseres eigenen und des sozialen Lebens zu begreifen, werden wir zu Schauspieler:innen gesetzter sozialer Skripte. In einer fraglosen Einordnung in soziale Strukturen geben wir die rekursive Unendlichkeit auf, aus der heraus wir eben dieses Leben verändern können. Statt sich zu ihnen in eine Haltung produktiver Differenz zu bringen, arrangiert sich die Mumie mit den Überlieferungen des Kontextes.

Anhand der Subjektfigur der Mumie kann ein weiterer Bezug zu dem hier rekonstruierten Typus hergestellt werden. Tatsächlich taucht die Mumie in allen hier versammelten Fällen auf und dient gewissermaßen als Abgrenzungsfolie. Im Kölner Fall etwa beschweren sich beide Sprecher:innen darüber, dass ihr Studium einen ‚Einheitsbrei‘ hervor brächte, weil alle darin trainiert werden, das gleiche zu denken und zu reproduzieren. Bis in die Formulierungen hinein („du kriegst irgendwas vorgesetzt aber (.) denkst nicht mehr darüber nach“) wird hier ein kollektiver Mumifizierungsprozess angedeutet, der im Kern durch ein Unterbinden der studentischen Reflexionsfähigkeiten induziert wird. Was auf der Strecke bleibt, sind die „Freidenker“ (Bm) oder auch jene, die ihr Studium zum Ausprobieren und zum Experimentieren mit Neuem (Af) nutzen wollen. Ebenso die Wiener Gruppe, die analysiert, dass „das System in dem wir leben nur dadurch funktioniert,=dass man halt gewisse soziale Normen als gegeben annimmt“. Das WiWi-Studium sei ein Paradebeispiel genau dieser unreflektierten Reproduktion geltender Normen, ihre Kommiliton:innen erscheinen den Sprecher:innen als ‚apathisch‘. Beide Gruppen möchten sich mit dieser

Unterwerfung unter das herrschende (gesellschaftliche oder akademische) System nicht abfinden. Und in beiden Fällen ist das Motiv von Bewusstsein und reflexiver Transzendenz entscheidend. Kraft ihres Verstandes sehen sie sich dazu in der Lage, das System kritisch zu hinterfragen und es mit alternativen Gedanken zu konfrontieren. Genau in dieser Tätigkeit knüpfen sie an das an, was Unger Imagination nennt: die Fähigkeit, sowohl zur Abgrenzung vom Bestehenden, als auch zur Entwicklung neuer Möglichkeitsräume.

Besonders dramatisch tritt der Gegensatz zwischen Mumifizierung und Imagination in der Mannheimer Gruppe zutage. Als Schlüsselszene darf die Sequenz gelten, in der Bm einräumt, dass es für ihn im mittlerweile vierten Semester wahrscheinlich zu spät sei, sich ob der Unzufriedenheit mit den Mängeln des Mannheimer VWL-Studiums nochmal in eine andere Richtung zu orientieren. Er begreift sich so weit in das Studium eingehüllt, dass er sich nun vollständig einem Mumifizierungsprozess auszuliefern droht – obwohl er diesen eigentlich nicht wünscht. Daraufhin interveniert die Gruppe heftig und erinnert ihren Freund und Kommilitonen daran, dass es „nie zu spät“ sei. Die Redewendung des „nie zu spät“ bringt die prinzipielle Offenheit sozialer Konfigurationen präzise auf den Punkt und verweist dabei im Unger'schen Sinne auf die anthropologische Absicherung dieser Offenheit: Für einen imaginierenden Akteur, ein unendliches Selbst ist es „nie zu spät“, nochmal etwas Neues zu wagen. Genau an diese Fähigkeit versucht die Gruppe ihren Kommilitonen zu erinnern und ihn darin zu bestärken, seinen eigenen Vorstellungen zu folgen.

Interessant ist der Mannheimer Fall damit auch vor dem Hintergrund seiner immanenten Zeitlichkeit; mithin das zentrale Thema in der Philosophie Ungers (vgl. Unger 2007b, Kap. 6; Unger und Smolin 2015). In der Wendung „nie zu spät“ ist die Zukunft nicht nur immer offen. Sie wird geradewegs als Einladung dazu aufgefasst, in der Gegenwart etwas zu tun:

„Every version of the struggle with the world claims that our orientation to this future good changes immediately our present situation. Or present experience participates, according to such claims, in the future good. [...] Struggle against the established structure may engage us in ways of thinking and of acting that already defy the present order and anticipate the future one. The practice of transformative politics and of critical thought may become in some measure (but in what measure?) the prophecy of the better order and make us freer and greater right now. More generally, living for the future may be understood and experienced as a way of living in the present, as a being not wholly determined by the present circumstances of his existence.“ (Unger 2014, 188–89; vgl. auch 2007b, 219–20)

Während die Gruppe genau eine solche befreite und proaktive Beziehung zur Zukunft unterhält, verhandelt auch Bm explizit die Zukunft, jedoch in vollkommen anderer Weise. Bei ihm ist sie verknüpft mit der Hoffnung, dass es dann anders sei als heute. Er hofft darauf, dass sich die Sinnhaftigkeit des im VWL-Studium Gelerneten dann zeigen würde, auch wenn sie momentan nicht unmittelbar ersichtlich ist. Zukunft wird darin gerade *nicht* als Gestaltungsfeld der Gegenwart, sondern als etwas aufgefasst, das ihm widerfahren wird und auf das er letztlich wartet. Er ist nicht Akteur, sondern Empfänger seiner Zukunft. Vor genau diesem Zukunftsverhältnis warnt Unger (2014, 409) wie folgt:

„Through the projection of something higher into a future that we are unable to grasp, we transfer the life that we surrender to a time in which we shall never live. Between our somnambulance and our anxiety, we start to bury ourselves alive, all the time nursing the hope of a profane or sacred resurrection in which, in our heart of hearts, we have long stopped believing“

Eine imaginierte Zukunft, die nicht bereits tatkräftig in der Gegenwart angelegt wird, gerät zur regelrechten Lebendfalle. Sie bietet einen legitimatorischen Hintergrund, das Vergangene in der Gegenwart fortzuschreiben, und trotzdem auf eine Veränderung zu hoffen. Statt das von einem selbst ausgehende Differente, das Imaginierte produktiv hervorzubringen, wird das erfahrene Differente zu einer Quelle des Leids. In der Subjektivierung in der produktiven Differenz wird Alterität nicht nur erfahren, sondern proaktiv befördert. Das ‚Höhere‘, ‚Imaginierte‘ wird bereits im Hier und Jetzt angelegt, damit es zukünftig dann auch Realität werden kann: „The paradox of imaginative insight is to expand our access to the present moment by removing us from it“ (Unger 2014, 192). Das abgeschlossene oder mumifizierte Selbst kann diesen Prozess nicht anstoßen, gerade dann nicht, wenn die Zukunft selbst als etwas Abgeschlossenes imaginiert wird. Darin macht es sich zum Gegenstand einer Differenz, unter der es leidet. Es muss die imaginierte Zukunft zu einer Lebensform, zu einer Existenzweise in der Gegenwart machen. Damit sind wir beim *modus operandi* sozialer Innovationen angelangt.

6.2.3 Das transformative Selbst: Experimentalismus

Wie kann man sowohl innerhalb als auch außerhalb sozialer Strukturen stehen? Wie kann man sie in eine gewünschte, eine imaginierte Richtung hin verändern? Die primär mentale Fähigkeit zur Imagination muss für die Beantwortung dieser Fragen praktisch gewendet werden. Unger (2007b, 43) führt dafür die Tätigkeit des Experimentierens ein:

„[T]he idea of never being confined to the present context, the practice of using the smaller variations that are at hand to produce the bigger variations that do not yet exist. Experimentalism is existential bootstrapping; it is about changing the context of established arrangement and assumed belief, little by little and step by step, as we go about our business“

Experimentieren verläuft weder disruptiv noch schlagartig. Es ist auch kein externer Prozess, der an das Gewöhnliche ‚andockt‘, oder ihn von außen überkommt. Das Experimentieren lebt von kleinen Veränderungen, von gelegentlichen Provokationen und Grenzüberschreitungen *innerhalb* der gewohnten Ordnung, bzw. den gewohnten Praktiken:

„Look around you and you see in the contradictions of the established social order vestiges that may also be prophecies and small breakthroughs that may be turned into larger ones. [...] Those who would create such alternatives must use existing variation – the crowd of little epiphanies – as their chief resource.“ (Unger 2015, 240)

Das Experimentieren ist ein ständiges Oszillieren zwischen gewöhnlicher und außergewöhnlicher Praxis; eine „dialectic of engagement and transcendence“ (Unger 2014, 141), die die Grenze zwischen beiden systematisch verringert, um sie schließlich zu verschieben (vgl. Unger 2007b, 161). „Piece by piece and step by step“ (Unger 2007b, 69) werden gewöhnliche Routinen in die Richtung des Gewünschten, des Imaginierten verändert. Insofern gibt es keinen Moment, in dem die soziale Innovation dann da, erreicht oder gleichsam abgeschlossen wäre. Soziale Innovation ist für Unger ein inkrementeller Prozess, in dem simultan groß gedacht und klein gehandelt wird. Der experimentelle Impuls ist „piecemeal in its method and revolutionary in its ambitions“ (Unger 2007b, 160). Nur so bleibt für ihn die Konkretion und das prinzipielle Verwirklichungspotential von Innovationen gewahrt. Große Utopien ohne Bewusstsein für ihre performative Realisierung müssen notgedrungen leblos bleiben: „It is only when we divorce thought from action that a view so foreign to the experience of engagement and action begins to force itself upon us as if it provided an antidote to the unavoidable delusions of an embodied self“ (Unger 2007b, 62). Die Praxis des Experimentierens bietet eine Möglichkeit, die so schwierige „marriage of vision and realism“ (Unger 2014, 442) in die Tat umzusetzen. Wichtig ist dabei auch die Betonung der anderen Seite. Das Experimentieren gerät für Unger nicht zum Selbstzweck, es wird nicht blind oder redundant, sondern ist gerichtet auf das selbstbewusst Imaginierte:

„[W]e can change it [,entrenched system of institutions and practices‘; Anm. L.B.] through piecemeal but potentially cumulative and directed transformation. Some combination of discontinuity and gradualism is not ours to accept or reject; it is a feature of the way history happens. However, we can take over this characteristic of our historical experience, altering its quality and bending it to our purposes.“ (Unger 2007b, 121)

Statt einen blinden und konfliktfreien Weg des geringsten Widerstandes zu gehen, wird jener Weg eingeschlagen, der sich aus Widerstand speist, und diesen dort zu enaktieren versucht, wo er im Bestehenden möglich scheint. Sozialen Innovator:innen erscheinen spezifische Aspekte ihrer sozialen Realität problematisch, weil sie sich ihre Andersartigkeit, ihre Potentiale vorstellen können – und von der Überlegenheit des Imaginierten überzeugt sind. Aus der Perspektive der Innovator:innen bringen Innovationen nicht nur Anderes, sondern Besseres mit sich. Diese normativ aufgeladene Differenzerfahrung motiviert sie dazu, die Grenzen des Bestehenden, des Problematischen, herauszufordern. Sie unternehmen kleine praktische Expeditiōnen, Projekte in die Realität, die sie sich wünschen. Die Projekte sind ihnen existenziell bedeutsam – eben weil sie immer auch Ausdruck der Werte und normativen Grundüberzeugungen der Innovator:innen sind (vgl. Unger 2007b, 194). Ja, man könnte sagen, dass man über eine Auseinandersetzung mit den Innovationen auch deren Urheber:innen kennenlernen kann, ebenso wie man im Dialog mit letzteren die sozialen Realitäten besser verstehen lernen kann, die sie schöpfen. In diesem Sinne sind Transformationen nicht von den Transformator:innen zu trennen, die sie hervorbringen:

„We form projects and undertake them; we form attachments and live them out. The projects and attachments are the sole response that we have open to us to the intense concentration and

irreversible course of time in our existence. If there is a direction in our lives, it is their direction. If there is a meaning to our lives, it is their meaning. They define the boundaries of a world built on our scale rather than on the awful, humanity-destroying scale of the world around us.“ (Unger 2007b, 105)

Das transformative Selbst, das im Bestehenden Projekte ins Neue entwirft, ist notgedrungen ein beständiger Quell der Unruhe. Es findet sich nicht ab mit dem, was es bislang gesehen oder gelernt hat. Es ist gerichtet auf ein Neues, das es hier und heute umzusetzen versucht. Statt sich in den sicheren Sarkophag zu legen, setzt es sich demjenigen aus, was es kritisiert. Obwohl Unger das transformative Selbst als imaginierendes einführt, gerät das Imaginierte für ihn niemals zum Plan. Transformationsprozesse sind seinem Verständnis nach nicht auf eine Blaupause angewiesen:

„We can change the whole structure piece by piece and step by step. We do not need, and should not want, a blueprint. All we require is a clear conception of the direction and a rich set of provisional conjectures about what next to do. Experimentalist cooperation, with its loosely defined but exacting conditions, is both a means and an end, a method and an outcome.“ (Unger 2007b, 203; vgl. auch 2014, 309; 1987a, 399)

Transformationen an vollständig abgesteckten Plänen auszurichten, sei eine Form des „institutional fetishism“ (Unger 2014, 182), wie er ihn etwa dem Liberalismus und dem Sozialismus des 19. Jahrhunderts vorwirft. Hier wird der experimentelle Geist getilgt und einem feststehenden Programm überantwortet. In der Orientierung auf einen konkreten Plan wird der unendliche Raum der Handlungsmöglichkeiten abermals eingeschränkt. An die Stelle von Plänen und als Befähigungsmoment in unendlich kontingennten Situationen, setzt er die *Gerichtetheit* von Transformationen. Soziale Innovator:innen kennen die grobe Richtung, in die sie sich bewegen möchten. In jeder kleinen Entscheidung, die sich ihnen bietet, sind sie im Sinne dieser Richtung handlungsfähig. Sie handeln und entscheiden dann aber nicht nach einem Schema F, sondern in einer Bezogenheit auf etwas, das sie antreibt und motiviert. Diese Entscheidungen haben entsprechend überraschenden und im besten Sinne des Wortes unkonventionellen Charakter. Sie leben von einer permanenten Krise (lat. *crisis*: Entscheidung), in der aus einem doppelten Bewusstsein heraus immer anders entschieden werden kann: sowohl mit Bezug auf die imaginierte Richtung, als auch mit Bezug auf die Realität, von der aus diese Richtung eingeschlagen werden muss. Eine solche experimentelle Praxis birgt damit das Potential, die Gefahren tiefgreifender und leidgeprägter Krisen dadurch zu verhindern, dass sie eine bewusste Krisenhaftigkeit zum *modus operandi* sozialer Genese macht:

„When we lengthen this distance, transformation depends on trauma; ruin becomes the condition of change. Alternatively, society and thought can be arranged to shorten this distance. We shorten the distance by arranging our social and discursive practices so that the transformation of the structures becomes a constant extension of the way we go about our ordinary business. Transformation will become less dependent on calamity. It will be rendered banal and be sucked into our everyday experience.“ (Unger 2007b, 57)

Soziale Innovationen sind somit mehr als Prozess, denn als fixiertes Zielbild zu verstehen und können allenfalls *ex post* als solches reinterpretiert werden. Transformatio-
nen leben nicht vom Kontrast zweier unterschiedlicher Punkte (z.B. Situationen), sondern von den Vektoren, die von einem Punkt zu einem Imaginierten verweisen. In dem Zusammenhang kann die Qualität von Imaginationen nochmals deutlich von rationalen Plänen abgegrenzt werden (vgl. Unger 2014, 320). Wenn erstere es sind, auf die sich soziale Innovationen hin ausrichten, dann erhalten sie ihre Kraft gerade *nicht* durch die Konkretion, sondern durch eine visionäre Anziehungskraft, die zum gegenwärtigen Handeln anstiftet: „Music, not architecture, and sequences, not blue-
prints, are the handiwork of the programmatic imagination“ (Unger 2015, 242).¹⁶⁶ Weder das Imaginierte, noch der Prozess seiner Realisierung werden so durch Objek-
tivierung erhärtet – beides koexistiert in der Praxis der gerichteten Experimentierens, eines „productive vanguardism“ (Unger 2007b, 203).

Wenn man diese Ausführungen zum transformativen Selbst schließlich auf den Typus einer Subjektivierung in der produktiven Differenz bezieht, sticht zunächst einmal die konsequente Überlappung von eigenen Normen und gelebter, in alltägli-
che Gewohnheiten übersetzte Praxis ins Auge. Alle hier versammelten Fälle versu-
chen auf die eine oder andere Weise einen performativen Ausdruck für ihre Überzeu-
gungen zu finden. Dazu lassen sie sich beispielsweise auf politische Gremienarbeit,
Arbeitsgruppen oder Studierendenorganisationen ein. Aber auch losere Aktivitäten,
wie das kritische Nachfragen im Hörsaal, und die Nachhilfe für benachteiligte Kin-
der, wie sie sich im Kölner Fall dokumentieren, zeugen von einem praktischen Aus-
leben der eigenen Überzeugungen – nicht selten in einer Bezogenheit auf fremde, in
diesem Falle studienstrukturelle, Überzeugungen oder Gegebenheiten. Diese Prakti-
ken haben dabei zunehmend normalisierten, bzw. gewöhnlichen Charakter. Die Fälle
vermögen es, reflexive und gewöhnliche Praktiken in einen selbstbestimmten Ein-
klang zu bringen, der ihnen Standfestigkeit im Fremden verschafft.

Insbesondere in den Mannheimer und Wiener Gruppen zeigt sich dabei ein expe-
rimenteller Umgang mit den geltenden Institutionen des VWL-Studiums. Wenn die
Wiener Cf mit einem dezidiert kritischen Vorhaben für eine Seminararbeit auf ihren
VWL-Professor zugeht, der Kölner Bm seinen Professor während der Vorlesung mit
kritischen Nachfragen konfrontiert, oder die Mannheimer Am und Dm alternative
Veranstaltungen mit ihrem AK Plurale Ökonomik organisieren, dann testen sie die
Grenzen der geltenden Ordnung aus. Überzeugt von den eigenen Themen, Vorstel-
lungen und Werten, versuchen Sie, diese auf verschiedenen Wegen in ihren sozialen
Kontext zu integrieren und ihn darin herauszufordern. Ist es möglich, eine machtkri-
tische Seminararbeit als volkswirtschaftliche Studienleistung abzulegen? Ist es mög-
lich, die Einweg-Kommunikation im Hörsaal aufzubrechen, und eine Diskussion
über Lehrinhalte zu entfachen? Ist es möglich, das volkswirtschaftliche Lehrangebot
um plurale Inhalte zu erweitern? Dies sind einige der Fragen, mit der eine produktive

166 In dieser „planlosen Gerichtetheit“ tritt deutlich der hybride Charakter von Ungers‘ Praxis des Experimentierens hervor (vgl. Fußnote 163). Ihre Reflexivität mündet nicht in fertige Handlungsprogramme, sondern wird am Horizont einer nicht-wirklichen Vision in situative Praktiken übersetzt. Insofern kann sie als Überschneidung mindestens von imaginati-
ven und reflexiven, womöglich stellenweise auch von spontanen Praktiken im oben ein-
geführt Sinne gelten.

Differenz angestoßen wird – und zwar nicht allein eine Differenz in der gedachten Möglichkeit, sondern eine Differenz, die ihren praktischen, bestenfalls auch institutionellen Ausdruck findet. In ihren Mikro-Handlungen zeigen die Akteure des Typus auf, *dass* und *wie* in einem Wirtschaftsstudium auch gehandelt werden *könnte* – und brechen die geltenden Widerstände durch genau diese realisierten Beispiele ein Stück weit auf.

Interessanterweise zeigt sich dabei in den Gruppen durchwegs ein eminent spielerischer Charakter sozialer Innovationen. Experimente gleichen Spielzügen innerhalb des bestehenden Spielfeldes, aber außerhalb der geltenden Regeln. Die hier versammelten Fälle empfinden einen gewissen Spaß, genau solche Regelübertreitte zu inszenieren. Beispielhaft darf hier das Spiel der Mannheimer ‚Drei von der A3‘ stehen, die bei ihren Bibliotheksaufenthalten die aus ihrer Perspektive absurd Routinen ihrer Kommiliton:innen in eine übertriebene Darstellung bringen. Statt diese Routinen von außen zu kritisieren oder abzutun, begeben sie sich in diese Routinen hinein, um sie von dort an den Rand der Lächerlichkeit zu bringen. Sie wissen sich nicht nur insofern zu helfen, als dass sie für sich selbst das richtige Lernumfeld kreieren, sondern realisieren dort gleichsam eine gemeinsame kritisch-performative Auseinandersetzung mit dem, was ihnen dieses Lernumfeld streitig machen könnte. Durch die konsequente Bezogenheit auf die eigene Studienmotivation sind sie dazu in der Lage, in ein produktives Differenzverhältnis zum Studienkontext zu gehen.

Dieser spielerische Umgang mit dem WiWi-Studium kann etwa auch für die Kölner Af als eine regelrechten Kernmotivation gelten. Statt einen Regelplan abzustudieren, ist sie nach Köln gekommen, um mit verschiedenen Projekten zu experimentieren, und sich auch selbst auszuprobieren. Dass diese Experimente jedoch nicht ziel- und wahllos verlaufen, sondern in starke Werteorientierungen eingelassen sind, zeigen insbesondere die Sequenzen zu ihren Zukunftsplänen. Sie kann kein fixes Bild eines konkreten Berufes oder eines konkreten Karriereweges dahin angeben, weiß aber sehr wohl, dass sie ihren Eltern noch in die Augen schauen können will – und welche Praktiken ihrerseits diese Beziehung in Gefahr brächten. Wennleich das Ziel nicht klar ist, so ist für sie doch die Richtung klar („nicht gegen meine Werte arbeiten“). Diese Richtung ist es, die es ihr auch in der Gegenwart erlaubt, handlungsfähig zu bleiben. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit den Zukunftsvisionen der Wiener Gruppe: Auch in diesem Fall liegen keine konkreten Pläne oder Zielkorridore vor – was die Gruppe aber nicht davon abhält, mit Imaginationen wie der eines ‚reichen Philanthropen, der linke Projekte rettet‘ zu kokettieren. Die Zukunft wird damit vorsätzlich im Vagen belassen – zugleich aber auch mit einer ironisierten Richtung und einer ironisierenden Praxis verknüpft, die sowohl Ausdruck als auch Ausblick der gegenwärtigen Praxis des Hinterfragens ist. Ironie erlaubt hier nicht nur eine Distanzierung vom Bestehenden, sondern auch eine Orientierung auf das Neue hin. Insofern mögen diese Beispiele als Chiffre einer Behauptung Unger's gelten: „comedy is indeed deeper or truer than tragedy“ (Unger 2007b, 169).

6.2.4 Das soziale Selbst I: Radikale Demokratie

Die kämpferischen, unendlichen oder transformativen Facetten sozialer Innovator:innen mögen bislang ein Bild erzeugt haben, in dem Sozialität allenfalls als Widerstand oder Gegenstand individueller Interventionen auftritt. Gesellschaft und ihr

Wandel würden dann primär von vereinzelten Genies abhängen, deren Fähigkeit vor allen Dingen in einer Distanzierung von Sozialität läge. Eine solch a-soziale Theorie sozialer Innovationen würde nicht nur Unger's Denken nicht gerecht, sie würde vor allem auch eine Fruchtbarmachung für den Typus einer Subjektivierung in der produktiven Differenz verunmöglichen. Daher sollen nun in den verbleibenden beiden Unterabschnitten zwei weitere Schlaglichter auf die Figur sozialer Innovator:innen geworfen werden. Tatsächlich setzen beide Schlaglichter am gleichen Punkt an – der Sozialität des Individuums –, jedoch von unterschiedlichen Blickwinkeln aus.

Im vorangegangenen Abschnitt haben wir die experimentierenden Projekte der sozialen Innovator:innen bereits als Ausdruck ihrer Werthaltungen und damit als „existential projects“ (Unger 1987a, 352) kennengelernt. Projekte müssen aber keineswegs Unternehmungen des:der Einzelnen verbleiben. Menschen können sich dazu entscheiden, miteinander zu kooperieren, um einen geteilten Zweck zu verfolgen und den transformativen Druck auf das bestehende institutionelle Gefüge zu erhöhen:

„We soften the conflict between the enabling conditions of self-assertion: the imperative of connection and the imperative of independent agency. We diminish the price, in loss of autonomy, that we must pay for connection. We do so, moreover, outside the realm of the intimate personal relations in which love offers the consummate form of such a reconciliation. Cooperation substitutes for love in life among strangers. The capacity to cooperate is, at the same time, the most powerful and pervasive influence on the development of our practical capabilities.“ (Unger 2014, 324)

Kooperation, das unterstreicht Unger immer wieder, ist nicht auf persönliche Bande oder intime Beziehungen angewiesen. Sie entsteht dort, wo Fremde sich in einer gemeinsamen Bezogenheit auf etwas Drittes zusammenschließen, dem sie sich verschreiben. Aus ‚existential projects‘ werden dann ‚shared existential projects‘, in die hinein sich die Individualität der beteiligten Akteure jedoch niemals auflöst. Einem solchen gemeinsamen Engagement weist Unger in seiner Sozialtheorie indes einen prominenten Platz zu. Er hält es, gerade im Lichte und in Abgrenzung zur geldförmig vermittelten Gesellschaft, für den nachhaltigeren sozialen Kitt:

„Our responsibility to strangers in the societies of the present is largely reduced to money transfers organized by the state through the system of redistributive taxation and social entitlements. Money, however, supplies fragile social cement. It cannot replace direct engagement with others beyond the boundaries of the family and the barriers of family selfishness. The lack of any practical expression of the principle that every able-bodied adult should have some responsibility to care for others outside his own family, as well as a place in the system of production, deprives social solidarity of an adequate basis. The result is to sharpen the contrast between the intimate realm of personal attachment and a heartless world of dealings with strangers.“ (Unger 2014, 185)

Nicht die Institutionen und Konventionen der Vergangenheit, sondern verhandelte Anliegen bestimmen in diesem Bild die soziale Bühne, und beantworten die Frage danach, wer mit wem wie zusammenkommt und -wirkt. Die freie Kooperation von Menschen, um sich für einen geteilten Zweck einzusetzen, kann so gewissermaßen als politische Fortsetzung der Anthropologie Ungers verstanden werden, in der nicht

ein *ex ante* definierter oder vorgefundener Zweck, sondern eine kreative Auseinandersetzung mit dem Bestehenden aus der imaginierten Potentialität heraus im Zentrum steht (vgl. Unger 2007b, 195; 2014, 328).

Dieses soziale Panorama nennt Unger eine radikale oder radikalierte Demokratie (vgl. Unger 1987a, Kap. 5; 2007b, Kap. 10; 1998). Sie nimmt sich den Experimentalismus vereinzelter Projekte zum Vorbild politischer Prozesse, bzw. räumt sie den weit verzweigten Projekten sozialer Innovation in allen Bereichen der Gesellschaft Gestaltungsspielräume ein (vgl. Unger 2015, 237). Sie ist „*democratic experimentalism*“ (Unger 2007b, 194). Statt eine statische, mumifizierte Gesellschaft zu reproduzieren, macht sich eine ‚kollektiv mobilisierte‘ Gesellschaft zu einem anhaltenden kollektiven Projekt, ein „*living image of society dissolved, transformed, and revealed, in the course of the fights that take place over what society should become*“ (Unger 1987a, 402). Der innovative „*social microcosm*“ (Unger 1987a, 400), wie wir ihn im vorangegangenen Unterabschnitt kennengelernt haben, kann in dem Zusammenhang eine Art Keimzelle weitreichender sozialer Transformationen darstellen, die weit über das engere Experiment auf Praktiken, Institutionen und Strukturen ausgreifen und diese einer anhaltenden Revision unterziehen:

„We must change the relation of these social and cultural structures to our structure-defying freedom, creating structures that multiply opportunities and means for their revision, and in this way denying them their mendacious semblance of naturalness. Today we must reinvent the institutional forms and the ideological assumptions of political, economic, and social pluralism – of democracies, market economies, and free civil society. We must make repetition in society and in culture as well as in the internal life of the mind subservient to the creation of the new.“ (Unger 2007b, 141; vgl. auch 2014, 337)

Für die soziale Interaktion, insbesondere unter Fremden, bringt der Anspruch einer solch radikalisierten Demokratie jedoch weitreichende Voraussetzungen mit sich. Es seien hier zwei hervorgehoben.

Die Notwendigkeit einer ersten Fähigkeit zur Realisierung einer experimentellen Gesellschaft wird ersichtlich, wenn man an den (sehr wahrscheinlichen) Fall denkt, dass man in der sozialen Interaktion gerade *keine* geteilten Anliegen ausmacht. Was, wenn ein Gegenüber die anvisierte soziale Innovation geradewegs verhindern möchte? Die Offenheit und Wandelbarkeit sozialer Institutionen zeigt sich in diesen Fragen von ihrer immanent konfliktträchtigen Seite. Wenn stabile Institutionen nichts anderes als geronnener Konflikt sind, dann kann ihre Transformation durchaus als Synonym von Konflikt verstanden werden. Statt die Konflikthaftigkeit sozialer Innovationen einzuhegen, unterstreicht Unger entsprechend ihre prinzipielle Notwendigkeit: „*The principle is to heat politics up, but to do so in an organized fashion rather than by anti- or extra-institutional means*“ (Unger 2007b, 186). Unger geht gar so weit, diesen Konflikt auch zum Bestandteil einer jeden Kooperation zu machen: „*Cooperation in a free society requires neither sameness nor inclusive agreement. It is energized by difference and disagreement*“ (Unger 2014, 297). Nur die ständige Produktion von Differenz, gerade auch dort, wo man sich vermeintlich einig ist, kann die demokratische Verhandlung über den richtigen Weg vorwärts am Leben halten. Gleichwohl – und damit sind wir am programmatischen Punkt angekommen – darf der Konflikt in einem dezidiert demokratischen Rahmen niemals in Krieg umschla-

gen. Zur Grundfrage einer angeheizten, radikalen Demokratie wird für Unger: „How can we reshape without fighting or fight without hurting?“ (Unger 2007b, 164). Wenn Innovationen nur um den Preis des Konfliktes und damit auch der gesteigerten Verletzlichkeit beteiligter Akteure zu haben ist, müssen innovative Gesellschaften Wege finden, wie diese Verletzlichkeit nicht in andauernder Verletzung, bzw. in Leid endet (vgl. Unger 2014, 370–71).

Hier kommt eine zweite Fähigkeit radikaler Demokrat:innen ins Spiel. Sie kann sowohl als politische Fortsetzung Ungers' anthropologischer Grundgedanken, zugleich aber auch als eine Art Prozesskriterium für die Aushandlungsprozesse in radical demokratischen Gesellschaften gelesen werden. Sie sieht vor, dass Fremde lernen müssen, sich wechselseitig weniger von ihrer Vergangenheit oder Positionalität, denn von ihrer Zukunft und Potentialität her zu begreifen und zu begegnen. Wie könnten wir sie andernfalls in dem achten und ernst nehmen, was oder wer sie vielleicht werden möchten? Und wie sollten wir in ihnen sonst jemand erkennen können, mit dem wir gegebenenfalls kooperieren möchten? Soziale Innovation ist ohne eine prinzipielle Offenheit unter den Menschen selbst nicht zu haben:

„Our openness to the new is related to our openness to one another. Both can find inspiration in the same comprehensive view and in convergent impulses. If we were to give the last word to the structures of society and of thought, they would suck life out of us, for the first attribute of life is our surfeit over these structures. They would require us to view one another and to deal with one another according to the places that we occupy in them, or to the roles that they assign to each of us. We, however, are who we are precisely because we are not simply the protagonists in their scripts. We cannot respect one another without disrespecting them.“ (Unger 2014, 386–87; vgl. auch 1987a, 363)

Wir lernen hier schließlich auch die vermeintlich individuellen Rollen, Biographien und Geschichten als genuin soziale Institutionen kennen, deren Überwindung oder Veränderung geradewegs das Anliegen sozialer Innovator:innen ist. Was dies für die Selbstverhältnisse der Subjekte bedeutet, werden wir im nachfolgenden Unterabschnitt sehen. Hier sei zunächst festgehalten, dass auf interpersonaler Ebene dieselbe Offenheit hergestellt werden muss, aus der jegliche Innovation entsteht: Soziale Innovator:innen müssen *sich wechselseitig* als potentiell anders imaginieren können, um überhaupt in ein kooperatives Verhältnis eintreten zu können. Erst dann lesen sich die Akteure nicht nur gegenseitig, sondern eröffnen die Möglichkeit, ein neues Verständnis, einen neuen Sinn des Zusammenlebens auszuhandeln, und sich gemeinsam darauf zu beziehen. Darin zeigt sich nichts anderes, als die soziale Schlagseite der Menschlichkeit, wie sie sich in der freien Imagination manifestiert: „We cannot respect individuals without disrespecting the structures of society and culture“ (Unger 2014, 420; vgl. auch 305). Sich als Menschen zu begegnen, ist nichts anderes, als sich in der prinzipiellen Fähigkeit zur sozialen Transformation ernst zu nehmen. Kooperation entsteht dann nicht auf Basis einer geteilten Vergangenheit, sondern auf einer geteilten Richtung, die man einschlägt. Statt sie als Mittel sozialer Strukturen wahrzunehmen, genießen in der radikalen Demokratie nach Unger alle Mitmenschen den absoluten Status ihrer ureigenen Veränderungskraft (vgl. Unger 1984, 105–6).

Paradoxerweise ist es ausgerechnet der institutionalisierte soziale Konflikt, verstanden als Aushandlungsprozess über den gemeinsamen Weg in die Zukunft, der es

verhindern soll, dass Wandel in Form von Kriegen, sozialer Spaltung oder anderer Krisen über die Gesellschaft herein bricht (vgl. Unger 2014, 365). Nicht der Rückzug in sichere Häfen – in Form von geronnenen Rollen, Lagern, etc. – sondern die potentiell gefährliche Teilhabe an einem politischen Aushandlungsprozess über eine Richtung prinzipiell offener Gesellschaftsgestaltung platziert Unger im Zentrum einer radikalen Demokratie. Um sie zu realisieren und die Gefahren einer „dictatorship of no alternatives“ (Unger 2015, 240) abzuwenden, braucht es jedoch konkrete Akteure, die um die Potentiale sozialer Innovation wissen, und die beiden erwähnten Fähigkeiten kultivieren. Zu einer Kernaufgabe radikaler Demokratie muss daher eine Form der Bildung gehören, die Menschen in ihrer Imaginations- und Transformationskraft verstärkt, sie daran erinnert. Bildungsinstitutionen laden in einer radikalen Demokratie zum Hinterfragen des Bestehenden und zum Experimentieren mit dem Neuen ein. Sie bilden eine institutionalisierte Leerstelle im institutionellen Gefüge der Gesellschaft, die von den Bildungssubjekten selbst gefüllt werden kann. Statt die bestehenden, gesellschaftlichen Fähigkeiten und Wissensvorräte in eine Aura der Selbstverständlichkeit und Autorität zu hüllen, werden Schüler:innen und Studierende dazu eingeladen, diese herauszufordern. Die Ideale und Interessen der Bildungssubjekte stehen dabei im Zentrum; es sind *ihre* Projekte, Probleme und Anliegen, in denen sie unterstützt werden (vgl. Unger 2007b, 176). Alle Menschen – unabhängig von Alter, Herkunft, Nationalität, Reichtum – sind in Unger's Vorstellung einer radikalen Demokratie zu dieser Aufgabe eingeladen und aufgerufen (vgl. Unger 2014, 295).

Die Parallelen eines solchen Bildungsverständnisses zu jenen der Studierenden im Typus einer Subjektivierung in der produktiven Differenz sind evident. Im versprachlichten Leithema des ‚Hinterfragens‘, sowie im performativen, vorsprachlichen Experimentieren aller hier zusammengeführten Fälle, lassen sich die wesentlichen Grundelemente einer Bildung zur Imagination wiedererkennen. Bezeichnenderweise wird diese Form der Bildung geradewegs *in und gegen* einen institutionellen Bildungskontext durchgesetzt. Eine Subjektivierung in der produktiven Differenz bedeutet hier, dass der pädagogische Freiraum einem mumifizierenden pädagogischen Umraum abgerungen werden muss. Die Studierenden bauen sich – ausgehend von eigenen Vorstellungen und Motivationen – gewissermaßen ein eigenes Studium im bestehenden Wirtschaftsstudium. Einige der Fälle zeichnen sich dabei durch eine starke soziale Bindung aus. Zur Realisierung ihrer Anliegen suchen sie sich Gruppen, in denen sie eine Stärkung erfahren und zugleich auch ihre innovative Wirksamkeit erhöhen können. Das Spektrum dieser Kooperationen reicht von losen ad-hoc-Gruppen („Die 3 von der A3“, Kölner Af's WG) bis hin zu rechtlich verfassten Organisationen (Jugendparlament, Fachschaft, linker Verein, AK Plurale Ökonomik). Ihren semantischen Niederschlag finden sie, im Mannheimer und Wiener Fall, in der vorherrschenden Sprecherposition des ‚Wir‘.

Weiterhin zeichnen sich alle hier versammelten Fälle – ebenfalls in Abgrenzung zu den meisten Fällen der anderen Typen – durch eine explizite Kontextualisierung des VWL-Studiums in seinem gesellschaftlichen Umfeld aus. Insbesondere die Kölner und die Wiener Gruppe reflektieren das Wirtschaftsstudium als ein solches, in dem die ‚Ideologie der Gesellschaft‘ gewissermaßen in Reinform gelehrt wird. Die mehr oder weniger expliziten Projekte seiner Veränderung können damit auch als eine latente Gesellschaftskritik und -transformation gedeutet werden. Dass ihr gesell-

schaftlicher Kontext von einer radikalen Demokratie im Unger'schen Sinne weit entfernt ist, hält sie nicht davon ab, in ihren sozialen Mikrokosmen eben jene Gesellschaft vorwegzunehmen, die sie sich herbeisehnen. Hier besteht eine weitere – weniger konzeptuelle, denn performative – Parallele zu Unger's Schaffen. Konfrontiert mit den so befundenen Unzulänglichkeiten seines ersten Ausbildungsgangs, den Rechtswissenschaften, gründete er gemeinsam mit anderen in den 1970er Jahren das *Critical Legal Studies Movement* (Unger 1986). Mit den hier versammelten Gruppen verbindet ihn insofern ein ähnlicher Impuls, als (angehender) Intellektueller und Wissenschaftler Verantwortung für die politische Bedeutung der eigenen Disziplin zu übernehmen.

Als besonderer Fall für die Frage von Kooperationen unter Fremden im Kontext radikaler Demokratie darf im bestehenden Sample der Kölner Fall gelten. Entgegen der methodischen Empfehlungen (vgl. Unterabschnitt 3.3.1), waren hier zwei einander Fremde miteinander im Gespräch. Wie in Unterabschnitt 6.1.2 dargelegt, ereignet sich die Schlüsselsequenz des Gespräches an der Stelle, an der Af von ihrem Engagement für benachteiligte Kinder berichtet und dies explizit mit ihrem privilegierten sozialen Status begründet. Die dezidiert mitmenschlichen Beweggründe des ‚existenziellen Projektes‘ Af's bringen Bm regelrecht aus der Fassung; er gibt offen zu, dass er das nicht erwartet hätte und er mutmaßt, dass das Gespräch anders verlaufen wäre, wenn er diese Facette Af's bereits vorab gekannt hätte. Letztere zeigt sich zugleich schockiert und erleichtert, dass ihre Offenheit eine solch starke Reaktion provozieren konnte. Zur Schlüsselsequenz wird der Moment insofern, als dass sich die beiden dann jenseits ihrer wechselseitigen Vorurteile auf weltanschaulicher Ebene kennenlernen und dort große Überschneidungen entdecken. Diese Überschneidungen münden nicht in einen gemeinsamen Plan, das Gespräch gewinnt aber insgesamt an Sicherheit. Eine latente Kongruenz in grundlegenden Motivationen, das Studium und dessen gesellschaftlichen Kontext betreffend, schafft in ein stillschweigendes Vertrauen, das den Charakter des Gespräches merklich verändert – insbesondere auch eine verstärkte normative Positionierung ermöglicht.

Wie wir in diesem Unterabschnitt sehen konnten, können soziale Innovator:innen zu den Pionieren einer neuen, demokratisch vertieften Gesellschaftsform avancieren. Dazu müssen sie jedoch mit Konflikten und Differenz umgehen können und ihre Mitmenschen weniger von deren vermeintlichem Sein, denn von ihren Potentialen her begegnen. Eine kollektive Subjektivierung in der produktiven Differenz ist somit aufs engste mit einer Vorstellung der eigenen und fremder Subjektivitäten verknüpft. Man könnte sagen, dass die Frage nach einer innovativen Sozialisierungsform mit einer innovativen Subjektivierungsform ident wird:

„[T]he opportunity of the visionary appeal is precisely the individual's experience of forms of subjectivity and connection that override the constraints of the established order. Both aspects of the element of disturbance begin with the real, embodied, never quite capturable person whose antagonism to the dogmas and institutions of society takes the dual form of quarrelsome self-concern and visionary detachment“ (Unger 1987a, 320–21; vgl. ebd. 363)

Die zweite Seite dieser einen Medaille soll die Erörterungen zum Unger'schen Theorieangebot beschließen.

6.2.5 Das soziale Selbst II: Selbstgestaltung

In den bislang eingeführten Facetten der sozialen Innovator:innen ist Sozialität zu meist der Gegenstand von Innovationsprozessen. Im letzten Unterabschnitt haben wir schließlich gesehen, dass Unger dafür eine wechselseitige Wahrnehmung von Innovator:innen als potenziell Andere als nötige Bedingung von Veränderung setzt. Die Frage nach einer sozialen Transformation reicht insofern bis in die Wahrnehmung anderer Menschen hinein. Die Überwindung bestehender Institutionen und Strukturen findet nicht (nur) *außerhalb* sondern auch und vordringlich *im Inneren* der daran beteiligten Akteure statt. Und genau zu dieser inneren Wendung sozialer Innovatoren gehören neben den Fremd- auch die Selbstbilder. Auch sie speisen sich aus sozialen Überlieferungen und Konventionen. Als solche werden auch sie der prinzipiellen Unabgeschlossenheit des Menschen nicht gerecht: „No social role has a dimension proportionate to a person“ (Unger 2014, 373). Gesellschaftliche Veränderung impliziert insofern immer auch Selbstveränderung.

Die ‚negative capability‘ des kämpferischen Selbstes wendet sich in dem Zusammenhang gegen das Selbst selbst. Subjektivierung in der produktiven Differenz bedeutet dann, eine Differenz zu sich selbst aufzubauen und darin jemand anderes werden zu können:

„In reducing ourselves to a routine version of our selves, we cease to be fully human [...] To seek change in our relation to the collective settings of arrangement and belief, we must be able to seek change in our relation to our own characters and habits. We cannot move our world if we remain ourselves unmoved.“ (Unger 2007b, 165; vgl. auch 1984, 98–99)

In der Distanzierung von derjenigen Version des Selbstes, die ein Mensch bislang dargestellt hat, befreit dieser sich in einem ersten Schritt von den überlieferten Rollen und Geschichten, in die er sich gestellt sah. Kraft seiner Imagination kann er im gleichen Moment eine neue Interpretation seiner selbst schaffen, die er dann zu enaktieren ansetzen kann (vgl. Unger 2007b, 223–24). Das eigenartige Kunststück, das soziale Innovator:innen unternehmen, liegt darin, sich selbst zum Gegenstand der sozialen Transformation machen zu können. Innovation impliziert immer auch „self-construction and self-transformation“ (Unger 1984, 125). Genau genommen und in Anlehnung an die in Unterabschnitt 2.2.5 eingeführte Terminologie, sind solche Prozesse mehr als *Selbstgestaltungen* denn als Subjektivierungen zu verstehen.

Damit ist auch gesagt, dass soziale Innovationen immer auch einen Preis fordern, den die beteiligten Akteure nicht nur ihrem Umfeld, sondern auch sich selbst abverlangen. Transformation ist nur um ein erhöhtes Maß an Vulnerabilität zu haben. Das Wagnis des Experimentierens mit den Grenzen eines sozialen Kontextes ist in diesem Sinne auch gefährlich. Soziale Innovator:innen exponieren sich, sie stellen ihre Kritik ebenso öffentlich zur Schau, wie ihre neuen Ideen und Praktiken. Beides mag Ablehnung und Befremdung, vielleicht sogar Anfeindungen oder Demütigungen provozieren. Die neue Version eines Selbst ist somit eine latent unsichere, sie ist ein Versuch, der auch scheitern kann:

„Each foray out into this world of dealings with other people is also a probing into the self; each variation upon our mutual jeopardy and dependence becomes the occasion for a refine-

ment of the capacity to understand, to sustain, and to change what you are as an individual. The consequence of all this endured vulnerability is therefore not the annihilation of your self – your enslavement to the powers and opinions of other people – but rather the discovery that you can exist uniquely and, at some ultimate level, safely in a world of increasingly dense relations with other people.“ (Unger 1984, 108)

Gleichwohl, auch das betont Unger hier, können diese Selbstexperimente außerhalb des Sarkophages zu einem erhöhten Maß an Selbst-Bewusstsein und zu einer gewissen Sicherheit im Umgang mit einem Selbst führen. Die Sicherheit festgefügter Rollen und Identitäten wird in diesem Fall gegen die Sicherheit oder Überzeugung eingetauscht, dass die Selbstgestaltungen im Grunde der einzige – und damit auch der sicherste – Weg sind, vollumfänglich Mensch zu sein. Denn das ist es, was bei all der Wandelbarkeit des Selbstes immer erhalten bleibt: die Potentialität, es anders zu machen, ein:e andere:r zu werden; „to subsist between our framework-preserving and our framework-transforming activities“ (Unger 2007b, 128). Die Frage danach, *wer* soziale Innovator:innen eigentlich sind, wenn sie ihre erlernten Rollen aufgeben, beantwortet Unger wie folgt: „Groundlessness is the inability to understand the basis of our existence [...] We will be groundless so long as we are human“ (Unger 2014, 179). Als soziale:r Innovator:in ist man für Unger Mensch im besten und vollsten Sinne des Wortes. Wie wir bereits in Unterabschnitt 6.2.2 gesehen haben, liegt am Kern Unger's Anthropologie keine inhaltlich gefüllte Vorstellung des Menschseins, sondern die Fähigkeit, eine prinzipielle Offenheit oder Leere imaginierend – d.h. tätig – zu füllen (vgl. Unger 2014, 178). Genau in dieser Tätigkeit können soziale Innovator:innen eine Kontinuität ihrer selbst herstellen. Sie verlieren sich nicht in „verteilten“ Identitäten, sondern werden zu lebenden Vektoren, die in der Dynamik ihrer innovierenden Entscheidungen keinem wie auch immer gelagerten Selbst, sondern vor allen Dingen ihrem Potential treu bleiben: „You learn to experience yourself as an identity that is never wholly contained by a character and that grows to greater self-knowledge and self-possession by the willed acts of vulnerability or the accepted accidents of fortune that put a character under pressure“ (Unger 1984, 109). So zu leben und andere so zu sehen, heißt für Unger, ein ‚Original‘ zu sein (vgl. Unger 2014, 178) – ein Ursprung des Neuen im Alten.

Die Distanzierung vom alten Selbst und die imaginative Schöpfung eines Neuen ist jedoch nur der halbe Weg zu sozialer Transformation. So warnt Unger explizit vor den romantischen Versuchungen einer endlosen Selbst-Distanzierung: „As we are not to be enslaved to the established regime of society and culture, so too we are not to be imprisoned by the rigidified form of the self, our character. The aim, however, is not to wage war against all routine and repetition. Such a war would amount to a campaign against existence itself“ (Unger 2014, 367; vgl. auch 2007b, 130). Denn damit Innovationen greifen können, müssen sie in Routinen und Ordnungen übersetzt werden. Ihr Realisieren bestünde letztlich darin, die bestehenden Routinen in Richtung des Imaginierten zu verändern:

„We must perform the roles that exist while enlisting them in the service of ends that they were never designed to support. We must maintain an inner distance from them, even as we try in good faith to perform them. We must struggle to reinvent the role the better to enact a vision or to foreshadow another future. By performing them and resisting them at the same time, we

become larger and more alive. We cannot do so, however, without causing trouble to others and to ourselves. [...]

Everything said earlier about the imperative of ambivalence to roles applies more generally to being an insider and to being an outsider. Being an insider is the road to engagement. Without engagement we are not free. Neither, however, are we free if we renounce all resistance to the context and conduct ourselves as if it defined our humanity and circumscribed our powers“ (Unger 2014, 423–24)

Im Bereich der Selbstgestaltung bedeutet dies, dass das neue Selbstbewusstsein seinen praktischen Ausdruck in neuen Selbst-Darstellungen, Handlungsweisen, etc. finden muss. Es bedeutet zugleich, dass Selbstgestaltung immer auch Subjektivierung impliziert: sowohl in dem Sinne, dass ohne vorangegangene Subjektivierung keine Differenz zu ihr aufgebaut werden kann – Subjektivierung ist der Gegen- oder Widerstand von Selbstgestaltungen. Aber auch insofern, als dass die Gestaltung auf eine Institutionalisierung des Imaginierten angewiesen ist, um greifen zu können. Auch in diesem Sinne kann es ohne Subjektivierung keine Selbstgestaltung geben, zumindest nicht in dauerhafter Form. Subjektivierung und Selbstgestaltung sind in der Unger'schen Figur der sozialen Innovator:innen keine exklusiven, sondern ineinander-greifende Prozesse. Was solche Akteure im Kern beherrschen, ist ein Oszillieren zwischen beiden Prozessen in der Gerichtetheit auf eine soziale Vision.

Wie wir bereits zu Beginn des Abschnitts gesehen haben, zeichnen sich die vorherrschenden Subjektfiguren der hier betroffenen Fälle („Nein-Mensch“, „kritische Minderheit“, „kleiner Rebell“, etc.) durch eine Nicht-Identität mit den geltenden Institutionen und damit verbundenen Selbstbildern aus. Die durch diese Distanzierung gewonnene Leerstelle füllen alle Fälle auf die eine oder andere Weise mit positiv konnotierten Subjektfiguren, die allerdings niemals programmatischen Charakter erhalten. Ob in einer starken Wertehaltung (Köln Kekse), der Identifizierung mit einer linken Subkultur und ironisierenden Figuren (Wien Heiße Wiese) oder einem engagierten Selbstverständnis (Mannheim Orangensaft): Alle Fälle verbleiben nicht in der kritischen Abgrenzung, sondern kreieren neue Rollen, die mit den eigenen Ideen und Vorstellungen resonieren. Und diese Rollen finden schließlich ihren Niederschlag und Ausdruck in konkreten, zunehmend normalisierten Praktiken, die es den Studierenden erlauben, diejenigen zu werden, die sie sein möchten. Die Bezugnahme dieser Praktiken auf das Wirtschaftsstudium sind dabei mal stärker (Mannheim Orangensaft), mal schwächer ausgeprägt (Kölner Af). Im spielerischen Chancieren zwischen Regelbefolgung und Regelübertritten werden neue Selbstverständnisse geschaffen und normalisiert. Eben darin zeigt sich der Typus einer Subjektivierung, bzw. Selbstgestaltung in der produktiven Differenz.